UEBER DIE BEZIEHUNGEN

CHR. GARVE'S ZU KANT.

NEBST MEHREREN BISHER UNGEDRUCKTEN

BRIEFEN KANTS, FEDERS UND GARVE'S.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR ERLANGUNG DER

PHILOSOPHISCHEN DOCTORWÜRDE AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG

VON

ALBERT STERN.

1882

UEBER DIE BEZIEHUNGEN

CHR. GARVE'S ZU KANT.

NEBST MEHREREN BISHER UNGEDRUCKTEN

BRIEFEN KANTS, FEDERS UND GARVE'S.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR ERLANGUNG DER

PHILOSOPHISCHEN DOCTORWÜRDE AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG

VON

ALBERT STERN.

Seinen geliebten Eltern

in Dankbarkeit und Verehrung

Der Verfasser.

Vorwort.

Wenig gelesen und ungerecht beurtheilt oder vielmehr einer eingehenden Beurtheilung gar nicht gewürdigt zu werden — das ist das Loos *Christian Garve's,* des deutschen Popularphilosophen, geworden. Und doch war er ein klarer und scharfsinniger Kopf, ein feiner Beobachter des menschlichen Lebens, ein geschmackvoller Schriftsteller und ein verständiger, wenn auch nicht tiefer, Beurtheiler Kants, mit dem er sogar eine Zeitlang in bedeutsamem Briefwechsel stand, und der ihn aufrichtig hochschätzte. Die zwischen diesen beiden Männern vorhandenen Beziehungen auseinanderzusetzen und zu zeigen, wie auf einen der namhaftesten Vertreter der Aufklärungsphilosophie die Kantische Lehre wirkte, ist vorliegende Arbeit unternommen worden; gerechtere Würdigung Garve's und einen Beitrag zur Geschichte des Kantischen Kriticismus zu liefern, ist ihre Aufgabe. Eine unschätzbare Förderung hierbei fand ich durch den, auf der Breslauer Stadtbibliothek befindlichen, Garve'schen Nachlass, dessen Einsicht mir durch die Güte des Herrn Ober-Bibliothekars Dr. Markgraf gestattet wurde. Das sehr weitschichtige Material, das mir in mehr als dreissig umfangreichen Heften, Mappen und Brief-Convoluten — grösstentheils ungeordnet — vorlag, enthält ausser Collectaneen, Excerpten aus Journalen und Büchern, Entwürfen zu später im Druck erschienenen Abhandlungen — auch manches werthvolle Ineditum, so: philosophische Anmerkungen zur „Politik" des Aristoteles (die bekanntlich, ebenso wie dessen „Ethik", von Garve übersetzt wurde); eine vollständige Uebersetzung von Platons

„Apologie des Sokrates"; eine Uebersetzung von Platons „Republik", B. I und „de legibus", B. X; ausserdem einige Auszüge und Entwürfe aus und über Kant, die ich im ersten Theile meiner Arbeit aufzählen werde. Die Briefe (grösstentheils solche an Garve), welche von der Hochachtung, deren sich dieser Philosoph unter seinen Zeitgenossen erfreute, sprechendes Zeugniss ablegen, enthalten gleichfalls manches, was der Veröffentlichung werth scheint. Den kostbarsten Fund aber machte ich durch Entdeckung zweier Briefe von Kant, deren Inhalt von grosser Bedeutung ist. Der zu dem einen derselben zugehörige, gleichfalls noch unedirte, Brief Garve's, der auf die Göttingische Recensions-Angelegenheit ein helles Licht wirft, wurde mir auf meine Bitte hin von Herrn Ober-Bibliothekar Prof. Dr. Reicke in Königsberg, in dessen Händen er sich befand, in bereitwilligster Weise zu erstmaliger Publikation überlassen und kommt im Folgenden mit den beiden andern Briefen (die durch Schwabacher Schrift ausgezeichnet worden sind) und einem Briefe von Feder zum Abdruck. Alle diese Inedita habe ich in den ersten Theil der Arbeit mit aufgenommen, um den gesammten (gedruckten und ungedruckten) Briefwechsel zwischen Garve und Kant im Zusammenhange darstellen zu können, während der Feder'sche Brief sich unschwer in das dritte Kapitel dieses Theils einreihen liess. An letzterem Orte glaubte ich auch, obgleich die Frage nach Kants und Berkeley's Idealismus nicht mehr zu den äusseren Beziehungen gehört, doch die wesentlichen Unterschiede zwischen der Feder'schen und Garve'schen Recension zur Sprache bringen zu dürfen, um die Kürzungen und Verstümmelungen, welche letztere durch erstere erfuhr, zu charakterisiren. Ein specielles Eingehen auf Garve's, in seiner Recension niedergelegte, Ansichten über die Vernunftkritik musste ich natürlich auf den zweiten Theil meiner Arbeit versparen, in welchem hingegen jene Vergleichung mit Feder sich nur übel hätte anbringen lassen.

Inhaltsverzeichniss.

Seite

Einleitung. Garve's Stellung innerhalb der deutschen Popularphilosophie . 3

Erster Theil. Garve's äussere Beziehungen zu Kant 12

Erstes Kapitel. Garve's und Kants gegenseitige Werthschätzung . . . 12

Zweites Kapitel. Garve's Kant-Studium und dessen Früchte 14

Drittes Kapitel. Die Göttingische Recensions-Angelegenheit 17

Viertes Kapitel. Briefwechsel zwischen Garve und Kant 26

Zweiter Theil. Garve's Stellung zu Kants Philosophie 46

Erstes Kapitel. Garve und die „Kritik der reinen Vernunft" 46

Zweites Kapitel. Garve und Kants ethische, rechtsphilosophische und religionsphilosophische Schriften:

A. Ethische Schriften 66

1. Kritik der praktischen Vernunft 66

2. Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre 83

3. Einige kleinere Abhandlungen:

a) „Ueber ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen" 85

b) „Von der Macht des Gemüths" u. s. w. 86

B. Rechtsphilosophische Schriften 87

1. Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre 87

2. Abhandlung über Theorie und Praxis (II. Abschn.) 88

3. Entwurf „zum ewigen Frieden" 89

C. Kants „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft" . . 91

Drittes Kapitel. Garve und die „Kritik der Urtheilskraft" 94

Schluss 98

Ausserdem sind im Laufe der Arbeit noch folgende Seitenzahlen einzuschalten:

Auf Seite 12, Note 2: Vgl. Seite 33 (das „f" fällt weg.)

- - 47, - 3: vgl. unten, S. 68.

- - 74, - 1: vgl. unten S. 82.

Ueber

die Beziehungen Chr. Garve's zu Kant.

EINLEITUNG.

„Es war eine schöne und grosse Zeit, dieses von undankbaren Nachkommen so viel geschmähte Zeitalter der deutschen Aufklärung!“ Dieses Lob Hermann Hettners[1]) ist natürlich cum grano salis zu verstehen. Er selbst sieht die Bedeutung jener Epoche weniger in den von ihr gelösten positiven Aufgaben, als in ihrem historischen Werthe, sofern durch sie erst der Boden prüfender Vernunfterkenntniss erobert werden musste, auf welchen die deutsche Bildung seit Kant und Lessing sich gestellt hat. Selbständigkeit der Forschung, Befreiung der Philosophie von der theologischen Uebermacht, Beseitigung der beiden Extreme des Aberglaubens und Unglaubens, Einführung der Resultate des wissenschaftlichen Denkens in die allgemeine Volkssitte — das war die Parole jener denkwürdigen Zeit; unter den segensreichen Einflüssen der erleuchteten Regierung des grossen Friedrich reiften allmählig die Früchte, welche den Samen zu den vertieften Aufgaben und schöpferischen Leistungen späterer Jahrzehnte in sich enthielten. Die ersten Anfänge jener Richtung reichen bis auf Christian Thomasius, den unerschrockenen Vorkämpfer der Volksaufklärung, zurück; ausgedehntere Verbreitung jedoch fand sie erst in Folge der inneren Auflösung der Wolffischen Schule. Der gegen das Ende der dreissiger Jahre des vorigen Jahrhunderts gesicherte Sieg der strengeren Anhänger dieser Schule über den Pietismus hatte nämlich zu einer Erschlaffung ihrer nur durch Kampf in Übung gehaltenen Kräfte und so zu ihrem allmähligen Verfalle geführt[2]), zu welchem die methodische Opposition der aus ihrem eigenen Schoosse erwachsenen Gegner (Lambert, Crusius, Platner) das ihrige beitrug. Die starren Formen

---

[1]) In seiner „Liter.-Gesch. des 18. Jahrh.“ III. 2. S. 169.

[2]) Vergl. Benno Erdmann „Martin Knutzen und seine Zeit“, Leipzig 1876, S. 9.

des Wolffianismus verflüchtigten sich und gingen in den Eklekticismus der Aufklärungsphilosophie über. Man ward des trocknen Tones satt und wandte sich praktischen, auf das Wohl der Gesellschaft gerichteten Aufgaben zu; man stieg von den Kathedern herab und trat unter das Volk. So wurde die Aufklärungsphilosophie zugleich Popularphilosophie. Der gesunde Menschenverstand galt fortan als Richtschnur für die Bearbeitung wissenschaftlicher Probleme; an die Stelle strenger Spekulation traten gemeinverständliche Erörterungen; den Forderungen des Herzens musste in vorkommenden Conflikfällen die Vernunft weichen; kurz, man strebte, wie Gervinus trefflich sich ausdrückt[1]), „den gesunden Menschenverstand und Lebensart des Weltmannes und die eigentliche Philosophie nicht wie praktische Rechnung und wissenschaftlichen Probe-Kalkül auseinanderzuhalten, sondern in eins zu vermengen."

Eine der wichtigsten Seiten der deutschen Popularphilosophie ist ihre starke Hinneigung zum theologischen Rationalismus. Während Wolffs Lehre noch mit naivem Zutrauen und ohne Rücksicht auf den daraus entstehenden Widerstreit gegen die (von ihr vorausgesetzte) natürliche Theologie den Wunderglauben, die übernatürlichen Offenbarungen und überhaupt einen grossen Theil der orthodoxen Theologie integrirte, und auch seine unmittelbaren Schüler — trotz des erbitterten Kampfes mit dem Pietismus — sich nur wenig von der letzteren entfernten, streiften die Aufklärer ein Dogma nach dem andern von dem Gottesbegriffe ab bis von diesem nichts mehr übrig blieb, als ein unbegreiflich höchstes Wesen von unsagbarer Allgemeinheit. Doch nur Wenige gingen hierbei bis zur vollständigen Verneinung aller positiven Religion, sowie des Offenbarungsglaubens und der Persönlichkeit Gottes. Zu diesen Wenigen gehört vor allen Herm. Sam. Reimarus, der durch seine „Apologie oder Schutzschrift für die vernunftigen (!) Verehrer Gottes" seine Geistesverwandtschaft mit den englischen Deisten bekundete. Die meisten Aufklärer lassen den theistischen Kern der Religion unangetastet, sogar theilweise auch die Möglichkeit und Wirklichkeit der Offenbarung; letztere erkennen sie aber nur insoweit als massgebend und unverfalscht an, als sie mit der naturlichen Vernunftreligion übereinstimmt. Von biblischer Rechtglaubigkeit ist nicht mehr die Rede; dafür

[1]) „Geschichte der deutschen Dichtung", Bd. V. (edit. 5.), S. 452.

suchen und finden sie Gott in der Natur und schliessen aus der Schönheit und Zweckmässigkeit derselben auf die unendliche Güte und Weisheit ihres Schöpfers. Weit entfernt also von materialistischen Neigungen und blasirter Freigeisterei, huldigen sie einem gemässigten Rationalismus, dem sogenannten „Denkglauben", welcher in seiner milden Form dem Theismus näher verwandt ist, als dem Deismus.

Liegt somit die Beschäftigung mit theologischen Fragen den deutschen Aufklärungsphilosophen durchaus nicht fern, so finden wir doch die Mehrzahl der letzteren auf einem ganz anderen Gebiete zu Hause — in den fruchtbaren Gefilden der Moral. Welche Wissenschaft gäbe es auch, die auf die Verhältnisse des praktischen Lebens — und darauf kam es doch jenen Denkern hauptsächlich an — einen entscheidenderen Einfluss ausübte, als diese! Daher ist auch in dem (nächst der „Allgem. deutschen Bibl." wichtigsten) publicistischen Organe für die aufklärerischen Bestrebungen jener Zeit, der von J. E. Biester und F. Gedike seit 1783 herausgegebenen „Berlinischen Monatsschrift", den moralischen Untersuchungen ein so grosser Raum gewährt. Daher eine ganze Gruppe unter den Aufklärern, welche man als „Moralisten schlechtweg" bezeichnen kann. Hierher gehören: J. A. Eberhard, J. H. Schulz, Chr. Garve, G. S. Steinbart, J. J. Engel. Hermann Hettner unterscheidet in dieser Klasse drei verschiedene Richtungen[1]): 1. diejenige, welche die natürliche Sittenlehre von den Einflüssen der kirchlichen Glaubenslehre unabhängig zu machen sucht (Hauptvertreter: Eberhard, Verfasser der „Neuen Apologie des Sokrates", und Schulz, Verfasser von: „Erweis des himmelweiten Unterschieds der Moral und der Religion u. s. w." sowie einer gegen Mendelssohns „Jerusalem" gerichteten Streitschrift); 2. diejenige Richtung, welche sich die wissenschaftliche Darlegung der natürlichen Sittenlehre selbst angelegen sein lässt (Hauptvertreter: Christian Garve und Steinbart, der Verfasser von: „System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums"); und 3. diejenige Richtung, welche diese natürliche Sittenlehre in die allgemeine Volksbildung einführen und auf die bestehenden Sitten und Zustände übertragen will (Hauptvertreter: Engel, Herausgeber des „Philosophen für die Welt", sowie Gedike und Biester, als Herausgeber der „Berlinischen Monatsschrift").

[1]) „Liter.-Gesch. des 18. Jahrh." III. 2. S. 249 f.

Der bei weitem bedeutendste und vielseitigste unter diesen Moralisten ist Christian Garve (geb. den 7. Jan. 1742 zu Breslau, 1768—1772 ausserordentl. Professor der Philosophie an der Universität Leipzig, privatisirte von da ab in seiner Vaterstadt und starb daselbst den 1. Dec. 1798)[1]). Die meisten seiner Schriften sind moralisch-psychologischen Inhalts, und auch seine zahlreichen Uebersetzungen haben grösstentheils ethische Stoffe zur Grundlage.[2]) Die verschiedensten Einflüsse haben seine Richtung bestimmt. Ausser den alten Philosophen (Platon, Aristoteles, Cicero) zog ihn besonders die Wolff'sche Lehre an, welche in ihrem Moralprincipe („perfice te") den subjektiven Eudämonismus in seiner mindest egoistischen Form darstellt; das Streben nach Vollkommenheit und die aus dem Gefühle der Selbstvervollkommnung entspringende Glückseligkeit galt ihr als Norm und Endzweck der Sittlichkeit. Auch die Ideen einiger französischen Schriftsteller, namentlich Montesquieu's, wirkten nachweislich auf die Gestaltung von Garve's Moral. Von entscheidendstem Einflusse aber war für ihn die schottische Philosophen-Schule, welche aus der Opposition gegen David Hume's Skepticismus hervorgewachsen und von Thomas Reid begründet worden war. Für Hume selbst hatte er die grösste Hochachtung, ebenso für dessen Freund Adam Smith, dessen berühmtes Werk über den Nationalreichthum er übersetzte[3]); beide fanden das Princip der Moral in der Sympathie. Von ersterem sagt er[4]): „ich gestehe, dass unter allen philosophischen Schriften keine sind, welchen ich meine eignen Versuche ähnlich zu sehen mehr wünschte, als die seinigen"; den letzteren nennt er „den ersten unter seinen schottischen Lehrern und Freunden"[5]). Innerlich weit mehr verwandt als diesen beiden ist Garve der

---

[1]) Eine ausführliche und im Ganzen zuverlässige Biographie findet man in Ersch und Grubers „Encyklopädie", Art. Garve.

[2]) Das vollständigste Verzeichniss seiner Werke, mit Nachweisung der in Journalen zerstreuten Aufsätze, giebt Meusels „Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller" 4. Bd., Seite 22 ff.

[3]) Breslau, 1794—96 in vier Theilen.

[4]) „Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben", 2 Theil (Breslau 1796), S. 427.

[5]) „Uebersicht der vornehmsten Principien der Sittenlehre von dem Zeitalter des Aristoteles an bis auf unsere Zeiten von Chrstn. Garve. Eine zu dem ersten Theile der übersetzten Ethik des Aristoteles gehörende und aus ihm besonders abgedruckte Abhandlung". Breslau 1798, S. 160.

schottischen Opposition-Partei; der „Gemeinsinn“ (common sense) eines Reid und seiner Nachfolger musste den „gesunden Menschenverstand“ des deutschen Popularphilosophen ganz besonders anheimeln[1]). Auch andere Britten steuerten mit ihren Ideen bei: so Hutcheson, Clarke und Wollaston, welche, wenn auch der Eine in das sittliche Gefühl, der Zweite in die naturgemässe Behandlung der Dinge, der Dritte in die Wahrheit das Wesen der Tugend setzt, doch darin miteinander übereinstimmen, dass sie dieselbe dem Menschen desshalb anempfehlen, weil sie nützlich ist und ihm das höchste Gut, nämlich die Glückseligkeit, verschafft. Unter den späteren schottischen Moralisten waren Ferguson, Payley und der Aesthetiker Henry Home von Einfluss auf Garve; auch hat er je eines ihrer Werke übersetzt und erläutert, resp. mit Zusätzen versehen[2]). Er that dies vornehmlich, weil er in den — ihm wichtigsten — praktischen Theilen der Philosophie (Moral und Politik) den Britten den Vorzug vor den Deutschen gab und jene durch Uebertragung einiger ihrer Schriften zum Zweck der Nachahmung für diese zugänglich machen wollte[3]). Man kann eine Art Wechselwirkung hierbei wahrnehmen: Garve bevorzugte die Britten, weil sie seiner eigenen Richtung am meisten entgegenkamen; er hatte diese Richtung, weil er durch die Lektüre englischer Schriftsteller mit ihr befreundet worden war[4]).

Ist somit Selbständigkeit und Ursprünglichkeit nichts weniger als ein Charakteristikum der Garve'schen Moral, so wird doch deren eigenthümliches Verdienst dadurch nicht beeinträchtigt. Selten sind die Empfindungen des Menschen, sind die einzelnen Tugenden — sowohl an und für sich, wie in ihrer Beziehung auf die verschiedenen Verhältnisse des Lebens — scharfsinniger zergliedert und feinfühliger geschildert worden, als von Garve! Sein

---

[1]) Vgl. Kuno Fischer „Gesch. d. neuern Philosophie“, III. Bd. (3. Aufl.) S. 35.

[2]) Ad. Fergusons „Grundsätze der Moralphilosophie“. Uebers. mit Anmerk. Leipz. 1772. — W. Payley's „Grundsätze der Moral und Politik“. A. d. Engl. mit Anmerk. und Zusätz. 2 Theile. Leipz. 1787. — (Garve's) „Vermehrung der dritten Auflage der Meinhard'schen Uebers. von Homes „Grundsätzen der Kritik“ aus der 4. Engl. Ausgabe. Leipzig 1771.

[3]) Vgl. Manso in seinem trefflichen Schulprogramme: „Chr. Garve nach seinem schriftstellerischen Charakter“, gedr. in Manso's „vermischten Abhandlungen und Aufsätzen“ (Bresl. 1821), S. 115.

[4]) Vgl. Fülleborn in seinem Aufsatze über Garve („Schl. Prov.-Bl.“, Jan. 1799), S. 10.

steter Leitfaden war ihm die Erfahrung; er benützte dieselbe aber nicht dazu, um auf ihrem Wege zu ersten und absoluten Principien zu gelangen (wenn dieser Weg überhaupt zu solchen führt), sondern begnügte sich mit der Untersuchung des empirisch Gegebenen, auch hierin seine Verwandtschaft mit den Engländern offenbarend. Er geht mehr in die Breite, als in die Tiefe, und lässt die Frage nach den letzten Gründen der Moral unberührt[1]). Zwar sagt er in seinem philosophischen „Glaubensbekenntnisse“[2]): „ich gestehe, dass ich so tief in der Materie stecke, dass ich gar keinen andern Weg weiss, zur Erkenntniss der Form zu gelangen, als indem ich sie in dem Stoff aufsuche oder sie aus demselben entwickle“, — und erweckt dadurch den Anschein, als wenn es ihm (sowohl auf ethischem, wie erkenntnisstheoretischem Gebiete) gelungen wäre, innerhalb der „stofflichen“ Erfahrung „formale“ Principien zu finden: doch besteht alles, wozu ihm seine induktiv-empirische Methode hierbei verhilft, in einer Anzahl von Vernunftwahrheiten einer- und von sittlichen, die sinnlichen Triebe zum Zwecke der menschlichen Glückseligkeit einschränkenden, Vorschriften andererseits, die doch selbst wieder eines höheren Erklärungsgrundes bedürfen. Von diesem Standpunkte aus ist der Garven so oft gemachte Vorwurf der Seichtigkeit nicht ganz ungerechtfertigt.

Mit dem Mangel an Tiefe hängt der Mangel an systematischer Consequenz eng zusammen; denn, wo es an ersten Principien fehlt, kann es auch keine Einheit geben. Diesen rhapsodischen Charakter seiner Untersuchungen hat Garve selbst gefühlt und aus dem populären Charakter derselben, welcher eine möglichst vielseitige Beleuchtung der Dinge verlange, zu erklären versucht[3]). Besonders störend wirkt dieser Mangel da, wo Garve sich an Untersuchungen, die seiner Begabung ferner liegen, heranwagt. Ein deutliches Beispiel hierfür ist seine nach seinem Tode erst erschienene Abhandlung „über das Dasein Gottes“[4]), welche

---

[1]) Vgl. K. G. Schelle „Briefe über Garve's Schriften und Philosophie“ (Leipz. 1800), S. 369 ff

[2]) „Eigene Betrachtungen über die allgemeinsten Grundsätze der Sittenlehre. Ein Anhang zu der Uebersicht der verschiedenen Moralsysteme von Chrstn. Garve“. (Bresl. 1798). S. 3.

[3]) „Uebersicht d. vornehmsten Principien d. Sittenlehre“, S. 334—335, Note.

[4]) Im 5. Theile der „Versuche über verschiedene Gegenstände u. s. w.“ (Breslau 1802.)

— trotz Vogels Lobpreisung[1]) — eine ziemlich oberflächliche Behandlung des Problems vom Verhältnisse Gottes zur Welt liefert. Garve war eben ein viel zu unsystematischer Denker, um ein guter metaphysischer Kopf sein zu können; er, „der nicht leicht in der für ihn zu feinen und dünnen Luft der Spekulation athmen konnte, warf höchstens aus den angrenzenden Gefilden der Erfahrung und Beobachtung nach den Höhen der Spekulation bisweilen einen forschenden Blick“[2]).

Fast noch weniger, als für Metaphysik, war Garve's Geist für Aesthetik prädisponirt. Um die Werke des Genies zu beurtheilen, reicht der gesunde Menschenverstand nicht hin. Finden sich auch in seinen Recensionen und besonders in dem Aufsatze „über das Interessirende“[3]) einige Stellen, welche von feiner Beobachtung in diesem Gebiete zeugen, so geht ihm doch im Allgemeinen jedes tiefere Verständniss für das Wesen der Kunst ab, und Goethe hat Recht, wenn er in seinem Briefe an Schiller (vom 24. Nov. 1797) darüber klagt, dass man „bei diesem so guten und wackern Manne keine Spur eines ästhetischen Gefühls“ bemerkt. Garve's eigentliche Domäne war und blieb die Moral, Politik und Psychologie: hier konnte er seine treffliche Beobachtungsgabe vollauf verwerthen; die hierher gehörigen Abhandlungen enthalten eine Fülle der scharfsinnigsten Bemerkungen; hier zeigt sich auch sein liebenswürdiges, auf Innehaltung eines durchgängigen „juste milieu“ gerichtetes Streben, das ihn vor schroffen Einseitigkeiten bewahrte, im vortheilhaftesten Lichte.

Diese letztere Eigenthümlichkeit seines Charakters war es besonders, welche ihn vor allen Popularphilosophen dazu befähigte, mit nüchterner und leidenschaftsloser Kritik an diejenige Zeiterscheinung heranzutreten, welche wie ein Wetterschlag die Lüfte zu reinigen bestimmt war. Als Kant's Hauptwerk erschien und der kühne Neuerer die herrschende Aufklärungsbildung zur Selbstbesinnung rief, als er den Umfang und die Gediegenheit ihres angeblichen Besitzstandes rückhaltslos prüfte und die (von Wolff

---

[1]) Emil Ferd. Vogel „Erinnerungen an Chr. Garve. In Briefen“, in den von F. C. A. Hasse herausg. „Zeitgenossen“ 3. Reihe. IV. Bd. Heft 3 und 4. S 89 ff.

[2]) Schelle a. a. O., S. 114.

[3]) „Sammlung einiger Abhandlungen aus der Neuen Bibl. der schönen Wiss. und der freyen Künste“, von Chr. Garve. Neue Auflage (Leipz. 1802). Theil I. Seite 210—371.

überkommenen) dogmatischen Beweise für die objektive Gültigkeit der Begriffe von Gott, Welt und Seele als blosse Ausgeburten vernünftelnder Schlüsse erwies: wie schreckten da die meisten Aufklärer vor dem „alles Zermalmenden“[1]) zurück, der nicht einmal die spekulative Theologie schonte und die Grundwahrheiten der Religion zu gefährden schien! wie suchten sie andererseits mit jeglichen Mitteln die vermeintliche Bedrohung ihrer heiligsten Interessen abzuwehren! Gar mannigfach war die Kampfesweise dieser Gegner. Die einen rissen aus dem Ganzen der „Vernunftkritik“ einzelne Punkte heraus und knüpften daran ihre, oft sehr seichte, Polemik; so J. G. H. Feder, welcher, als Leugner jeglicher Erkenntniss a priori, Kants transscendentale Aesthetik und zum Theil auch dessen Analytik angriff[2]). Andere suchten die Originalität des neuen Systems zu verdächtigen; so Eberhard in Halle, der die Hauptideen desselben in der Leibnizischen Lehre in nuce enthalten fand[3]), doch von Kant die gebührende Abfertigung erhielt[4]). Noch Andere bemühten sich, in satirischen Romanen u. dergl. den Kriticismus zu persifliren; hierher gehört Nicolai's, des bekannten Herausgebers der „Allgem. deutschen Bibl.“, plumpes Machwerk: „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert“ (1798), auch J. G. Schlossers „Sendschreiben an einen jungen Mann, der die kritische Philosophie studiren wollte“ (1797). Manche schliesslich verschmähten eine planmässige Polemik und begnügten sich mit gelegentlichen Ausfällen und wüsten Schimpfereien; so Wieland, der Dichter unter den Popularphilosophen, der über die „die alten Scholastiker Duns, Occam und Consorten noch transscendirende neue Schulphilosophie“[5]) sich gewaltig echauffirte. Wie sticht gegen die Expektorationen dieser erbitterten Gegner das massvolle Urtheil Chr. Garve's ab! Weit entfernt, aus Liebe zum eigenen Systeme dem fremden eine gerechte Würdigung zu versagen, hat er sich redlich bemüht, in dasselbe einzudringen und die dunkeln Punkte, die er darin fand, aufzuhellen. Dies ist ihm auch bis zu einem gewissen Grade gelungen. Jedenfalls ist er unter allen Popular-

[1]) Moses Mendelssohn im Vorwort zu seinen „Morgenstunden“.

[2]) In seiner kleinen Schrift: „über Raum und Causalität“ (1787).

[3]) Vgl. Eberhards „philosoph. Magazin“, Bd. I. S. 289.

[4]) In: „Ueber eine Entdeckung, nach der alle neue Critik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll“, 1790. (Kants sämmtl. Werke, ed. Rosenkranz und Schubert, Bd. I. S. 399—482.)

[5]) Vgl. „Neuer teutscher Merkur“, 1799 Bd. II. S. 71.

philosophen der verständigste Darsteller und scharfsinnigste Beurtheiler dieser Lehre; und manche der von ihm gemachten Einwürfe sind später von berühmteren Kant-Kritikern, wie von Schopenhauer und Kuno Fischer, wiederholt worden. Es verlohnt sich daher, Garve's Stellung zur Kantischen Philosophie ins Einzelne zu verfolgen; doch sollen zuvor seine äusseren Beziehungen zu Kant auseinandergesetzt werden.

Erster Theil.

Garve's äussere Beziehungen zu Kant.

Erstes Kapitel.

Garve's und Kants gegenseitige Werthschätzung.

Trotz der weiten Kluft, die sich in principieller Hinsicht zwischen beiden Philosophen befand und deren sich auch beide bewusst waren, besassen sie doch Vorurtheilslosigkeit genug, um sich in ihrer sonstigen gegenseitigen Schätzung dadurch nicht beeinflussen zu lassen und einander die durch Eigenschaften des Geistes und Charakters verdiente Hochachtung nicht vorzuenthalten; nur durch ein solches Verfahren ist es möglich, auch den Anschauungen des Gegners einigermassen gerecht zu werden. Die freundschaftliche Gesinnung, welche Kant gegen Garve und Garve gegen Kant hegte, ist um so höher anzuschlagen, als sie aus keiner persönlichen Bekanntschaft (die so oft Gegensätze überbrückt oder wenigstens mildert) hervorgegangen war: Garve und Kant haben einander nie in ihrem Leben gesehen und mussten sich in ihrem gegenseitigen Verkehre auf einen kurzen, wenn auch inhaltsreichen, Briefwechsel beschränken. Je unangenehmer die Veranlassung[1]) war, welche denselben inaugurirte, um so mehr befestigte sich bei beiden Männern nach Hebung der Missverständnisse das Gefühl gegenseitiger Werthschätzung.

Hatte Kant, wie aus dem Anfange seines ersten Briefes an Garve[2]) hervorgeht, schon dessen frühere Schriften (also wohl besonders die verschiedenen Beiträge zur „Neuen Bibl. d. schön. Wiss. u. d. fr. Künste", da Garve ausser diesen nur einige Uebersetzungen und lateinische Dissertationen bis zum Jahre 1783 ver-

[1]) Vgl. das dritte Kapitel dieses Theils.

[2]) Vgl. Seite 33 f.

öffentlicht hatte) mit Vergnügen gelesen, so wuchs seine Hochachtung, als die eigene Beschäftigung mit praktischen Materien seine Aufmerksamkeit auf ihn erhöhte und er mehrere von Garve's späteren Schriften[1]), so die „Anmerkungen zum Cicero"[2]), die „Abhandlung über die Verbindung der Moral mit der Politik"[3]), die „Versuche"[4]) (wenigstens theilweise) und den ersten Band der „vermischten Aufsätze"[5]), kennen lernte. Zwar befindet er sich oft in sachlicher Opposition gegen ihn, doch versäumt er dann nie, den Tadel durch ein ehrendes Beiwort zu versüssen. In dem Entwurf „zum ewigen Frieden" (gegen Schluss) nennt er Garve einen „würdigen Gelehrten"; in der Vorrede zur „Rechtslehre" einen „weisen Mann" und „Philosophen in der ächten Bedeutung des Worts"; in dem ersten Abschnitte der Abhandlung „über Theorie und Praxis" einen „rechtschaffenen Mann", dem er auch „Scharfsinn" nachrühmt; in einem Briefe an Marcus Herz (1776)[6]) zählt er ihn neben Baumgarten und Mendelssohn zu den „grössten Annalisten" (?)[7]) seiner Zeit, denen er „von weitem folge."

Wie Kant von Garve, so spricht auch Garve von Kant in seinen Schriften mit grösster Hochachtung; auch seine gedruckten Briefe enthalten vielfache Belege hierfür. Er verehrt in ihm einen „grossen und wahrheitsliebenden Mann"[8]), dessen „philosophisches Genie"[9]) er bewundert; er rühmt seinen „Tiefsinn", welcher „den Tiefsinn ähnlicher Köpfe erweckt"[10]), und seine „ausdauernde Beharrlichkeit in Durchdenkung langer Reihen von Begriffen, worin

[1]) Die hier angeführten werden sämmtlich von Kant an den — weiter unten citirten — Stellen, wo er Garve erwähnt, namhaft gemacht.

[2]) „Cicero von den menschlichen Pflichten" (auf Befehl des Königs von Preussen übersetzt, nebst 3 Theilen philosophischer Anmerkungen und Abhandlungen dazu). Breslau 1783. Spätere Auflagen: 1787, 1788, 1792.

[3]) Breslau 1788; auch als Anhang zur 3. und 4. Auflage der Cicero-Uebersetzung gedruckt

[4]) In 5 Theilen, Breslau 1792—1802.

[5]) In 2 Bänden, Breslau 1796—1800.

[6]) Vgl. Kants S. W., ed. Rosenkranz und Schubert, Bd. XI. a. S. 35.

[7]) Sollte an dieser Stelle nicht „Analysten", im Sinne von „Zergliederer der Erfahrung", zu lesen sein?

[8]) „Vermischte Aufsätze", II. 228

[9]) „Briefe von Chr Garve an Chr. Fel. Weisse u. einige andere Freunde" (in 2 Theilen herausg. von Manso und Schneider, Breslau 1803). Th. I. 440.

[10]) Ebd., I. 427.

ihm vielleicht kein Schriftsteller unserer Nation gleich ist“[1]; er schätzt seinen „durch Natur- und Menschenkenntniss bereicherten Geist, der eben deswegen seine Schriften anziehender macht, als die besser geschriebenen, aber rein metaphysischen Commentarien seiner Schüler“[2]). Das grösste Zeichen der Hochachtung aber bewies Garve Kanten dadurch, dass er ihm seine reifste und werthvollste Schrift, die „Uebersicht der vornehmsten Principien der Sittenlehre“, welche er aus seiner Uebersetzung der Aristotelischen „Ethik“ zu diesem Zwecke besonders abdrucken liess[3]), zueignete. Er erfüllte damit gleichzeitig den Nebenzweck, durch Darbietung einer ausführlichen und möglichst unparteiischen Beurtheilung des kritischen Systems die frühere Differenz mit dem Urheber desselben[4]) auszugleichen.

Zweites Kapitel.

Garve's Kant-Studium und dessen Früchte.

Von Werken deutscher Autoren gehörten die Kants neben denen eines Wieland, Goethe, Gotter und Schiller zur Lieblings-Lektüre Garve's[5]). Er selbst berichtet[6]), mit welchem Eifer er schon die vor kritischen Schriften des noch ziemlich unbekannten Privatdocenten verfolgte und mit welcher Bewunderung er sie in Gesellschaft seines Freundes Engel durchlas. Einzelne derselben scheint er in verschiedenen Lebens-Epochen wiederholt studiert zu haben; wenigstens sagt er von der, im Jahre 1763 erschienenen, Abhandlung: „der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes“, dass er sie in der Sammlung der kleineren Schriften Kants (1797), nachdem er „mit seinem Ideensysteme vertrauter geworden“ sei, „von neuem gelesen“ habe[7]). Nach Erscheinen der „Vernunftkritik“ verstärkte sich Garve's Interesse an Kant, und er folgte von nun an der Ausbreitung seiner Lehre mit unausgesetzter, lebhaftester Theilnahme,

---

[1]) „Versuche“, V. 4.

[2]) „Versuche“, III. 108, Note.

[3]) Vgl., ausser dem Zueignungsbriefe an Kant, Garve's „Briefe an Weisse“ II. 272.

[4]) Vgl. das dritte Kapitel.

[5]) Vgl. Fülleborn: „Chr. Garve. Einige Materialien zu dessen Lebensbeschreibung und Charakteristik“, in den „Schles. Prov.-Blätt.“ Januar 1799, S. 6.

[6]) In der „Uebers. d. vorn. Princ. d. Sittenl.“ S. 346, Note.

[7]) Ebd., S. 339, Note.

wie dies besonders aus seinem vertrauten Briefwechsel mit Weisse hervorgeht[1]). Im December 1789 schreibt er an den Leipziger Freund, dass er „jetzt Kanten im Ganzen zu verstehen glaube", fügt aber sogleich hinzu, dass sein eigenes Nachdenken ihn nicht immer zu den Kantischen Resultaten führe[2]). In demselben Briefe klagt er über die Intoleranz der eingefleischten Kantianer, welche jeden, auch in bescheidenster Form vorgebrachten, Einwand gegen das System des Meisters verurtheile[3]). Andrerseits tadelt er aber auch auf's Schärfste den allzu anmassenden Ton mancher Antikantianer, so z. B. eines gewissen Ouvrier[4]), der ihm seine Dissertation: „Examen Idealismi transscendentalis", worin er Kant als einen gefährlichen Sophisten hinstellte, zugeschickt hatte[5]). Am 14. April 1796 schreibt er[6]), dass er die Hauptwerke Kants (die drei Vernunftkritiken) „noch einmal im Zusammenhange durchgelesen" habe und nun in dessen Ideengange und Terminologie so bewandert sei, dass er „allenthalben glaube helle zu sehen und selbst bei dieser Lektüre wenig mehr von der alten Schwierigkeit finde." Wäre er jung und gesund, setzt er hinzu, so würde er eine Darstellung und Beurtheilung des kritischen Systems liefern, um sie Kant und dem Publikum vorzulegen; „aber jetzt ist dies weit über meine Kräfte, und da ich nur wenig arbeiten kann, so will ich doch lieber einige meiner eigenen Ideen entwickeln besonders da jene Philosophie ihren Weg in der Welt auch ohne mich schon machen wird"[7]). Diese Resignation scheint jedoch bei Garve nicht lange angedauert zu haben; denn schon am 8. Oktober desselben Jahres hören wir von ihm[8]), dass er, da er einigen Breslauer Freunden versprochen, ihnen „in einer kleinen Vorlesung eine Uebersicht der Kantischen Philosophie" zu geben, sich bereits den Entwurf hierzu[9]) aufzusetzen angefangen habe, „der aber, weil sich bei genauerer Betrachtung der Sache meine

1) „Briefe an Weisse", I. 323, 340 u. s. w.

2) Ebd, I. 383.

3) Vgl. auch den Brief vom Dec. 1790 („Briefe an Weisse", I. 439 f.)

4) Vgl. „Briefe an Weisse", I. 382. 388. 461.

5) Die Handschriften der beiden, hierauf bezüglichen, Briefe Ouvrier's an Garve (vom 14. Okt. und 23. Dec. 1789) befinden sich auf der Breslauer Stadt-Bibl.

6) „Briefe an Weisse", II. 211.

7) Ebd., II. 212.

8) Ebd., II. 228.

9) Dieser „Plan zu einer Vorlesung über Kants System" befindet sich im Nachlasse Garve's; siehe weiter unten!

Ideen erweitert haben, vielleicht einmal die Grundlage einer Schrift sein wird, die ich dem Publikum vorlegen werde"; doch stehe die Ausführung dieser letzteren Absicht „noch in weitem Felde." Am 12. Juni 1798 macht er Weissen die geheimnissvolle Mittheilung[1]), dass er sich unter die öffentlichen Angreifer der Kantischen Lehre mischen wolle, natürlich nicht in der Absicht „zu streiten, sondern nur die Wahrheit zu untersuchen"; und im September 1798, wenige Wochen vor seinem Tode, kündigt er ihm[2]) das baldige Erscheinen der nunmehr beendigten „Uebersicht" an, welche ihn als seines Geistes „jüngstes und unter Schmerzen[3]) geborenes Kind" wegen ihres Schicksals am meisten interessire.

Ausser dieser reifsten Frucht seines, wie er sich mit Recht rühmen konnte[4]), „langen und sorgfaltigen" Kant-Studiums, zeugen für das letztere auch seine verschiedenen Auszüge und Entwürfe aus und über Kant, welche sich auf der Breslauer Stadt-Bibliothek unter seinem handschriftlichen Nachlasse befinden. Es sind dies:

1) „Plan zu einer Vorlesung über Kants System"; 94 Seiten. Als Ergänzung hierzu enthält ein besonderes Heftchen einige „Zusätze und Anmerkungen zu dem Plane einer Vorlesung über Kants System." Sowohl in dem „Plane", wie in den „Zusätzen", ist die Darstellung mit kritischen Bemerkungen versehen.
2) „Auszug aus Kants Kritik der reinen Vernunft"; 56 Seiten. Derselbe (mit untermischten eigenen Ideen) schliesst sich abschnittsweise an das Kantisehe Werk an, auf dessen Seitenzahlen auch öfters am Rande verwiesen wird.
3) „Neue Durchsicht von Kants Kritik der reinen Vernunft"; 57 Seiten. Mit kritischen Bemerkungen.
4) „Auszug aus Kants Kritik der praktischen Vernunft"; 21 Seiten. Mit kritischen Bemerkungen.
5) „Kants Metaphysik der Sitten"; 5 Seiten. Darstellung einiger Grundbegriffe dieses Werkes, aber ohne Einmischung kritischer Glossen.

[1]) „Briefe an Weisse", II. 269.
[2]) Ebd., II. 271 f.
[3]) Garve litt jahrelang am Gesichtskrebs.
[4]) In der „Uebersicht", S. 185.

6) „Kants Kritik der Urtheilskraft"; 3 Seiten. Kurzer Auszug Garve's aus diesem Werke, und zwar, wie aus der Ueberschrift hervorgeht, auf Grund einer gelesenen Besprechung desselben in den „Gothaischen Zeitungen", also vor eigener Lektüre; trotzdem einige kritische Parenthesen.

7) „Kants Kritik der Urtheilskraft"; 3 Seiten. Anfang einer Beurtheilung dieses Werkes, also nach Lesung desselben geschrieben.

8) „Feder gegen Kant"; 7 Seiten. Eine, wenn auch nur mittelbar sich auf Kant beziehende, doch Garve's eigene Stellung zu ihm in einigen Punkten näher beleuchtende, Besprechung von Feders Schrift „über Raum und Causalität".[1])

Den grössten Theil des in diesen Entwürfen und Auszügen niedergelegten Gedanken-Materials hat Garve, wie er es von dem „Vorlesungsplane" in dem oben erwähnten Briefe an Weisse selbst andeutet, in seine „Uebersicht" hineinverarbeitet.

Drittes Kapitel.

Die Göttingische Recensions-Angelegenheit.

Die erste, über die „Kr. d. r. Vern." erschienene, öffentliche Besprechung war bekanntlich die Veranlassung zu den von Kant behufs stärkerer Hervorhebung der realistischen Seite seiner Lehre vorgenommenen Umarbeitungen der zweiten Auflage seines Werkes (1787) und hatte, wenigstens in ihrer ursprünglichen Form, Garve zum Verfasser. Die Entstehungsgeschichte derselben ist in kurzem folgende: Im Jahre 1781 hielt sich Garve einige Monate in Göttingen auf, vorzüglich in der Absicht, um bei Heyne ein Collegium über die Römischen Alterthümer (im Interesse seiner Uebersetzung der Bücher des Cicero von den Pflichten) zu hören[2]). Er bat Feder, den Redacteur der „Göttinger gelehrten Anzeigen", in dessen Hause er während der Zeit seines dortigen Aufenthalts wohnte, um Auftrag zu Recensionen. Dieser hatte

[1]) Vgl. oben, S. 10.

[2]) Vgl. J. E. Gruner in seinem Aufsatze: „Adam Smith u. Christian Garve" (Neue Berlinische Monatsschrift, Juli 1801), S. 39; ferner: Schlichtegrolls Garve-Biographie, in seinem „Nekrolog auf das Jahr 1798", II. Bd., S. 272. — Ausführliches über die Entstehungsgeschichte der Recension berichtet Garve in seinem, unten abgedruckten, Briefe an Kant.

eine Anzeige des eben erschienenen Kantischen Buches flüchtig gelesen und übergab ihm dasselbe zur Beurtheilung in seinem Journale. Am 13. August 1781, als Garve gerade mit der erstmaligen Lektüre der „Vernunftkritik" zu Ende war, sagte derselbe zu Gruner, dem Hausfreunde Feders, bei einer Begegnung mit ihm in dessen Garten: „Ich glaube gewiss, wenn ich diese Schrift geschrieben hätte, ich wäre von Sinnen gekommen, und ich begreife nicht, wie sie einer hat schreiben können, ohne von Sinnen zu kommen. Ich wünsche, ich hätte alle metaphysische Gedanken aus meinem Kopfe; denn es ist wirklich non operae pretium, wenn man so tief nachdenkt, dass der Körper dadurch leiden muss"[1]). Hierzu bemerkt Gruner mit Recht, dass dieser Ausspruch nur durch die Neuheit, den Umfang und die Schwierigkeit des Kantischen Unternehmens veranlasst worden sei, während Garve in seinem späteren Leben gezeigt habe, dass weder Anhänglichkeit an das Gewohnte, noch Scheu vor grosser Anstrengung ihn verleiten konnte, etwas Bewunderungswerthes zu verkennen[2]). Als die versprochene Recension von Leipzig aus eintraf, erschien sie Feder zu lang; er erlaubte sich daher, sie, ohne das recensirte Werk zuvor gelesen zu haben[3]), journalgerecht zu machen, und liess dabei natürlich auch manches von seinen eigenen Ideen einfliessen. In dieser verstümmelten Gestalt erschien sie am 19. Januar 1782 in den „Zugaben zu den Göttinger gelehrten Anzeigen" (Stück 3, S. 40—48). Wenige Monate danach schrieb Feder an Garve, um sich wegen seines, thatsächlich unverantwortlichen, Schrittes zu rechtfertigen. Die erste Hälfte dieses — bisher ungedruckten und auf der Breslauer Stadt-Bibliothek aufbewahrten — Briefes (d. d. Göttingen d. 7. Mai 1782) lautet:

„Liebster Freund! Es würde mich sehr beunruhigen, dass Sie meinen ersten Brief, den ich mittelst Herrn Plattners von Leipzig aus Ihnen sehr bald und sicher zuzubringen gehofft hatte, noch nicht erhalten haben können, wenn ich fürchten müsste, dass Briefe von mir Ihnen nöthig seyn, die Unveränderlichkeit meiner Hochachtung und Ergebenheit Ihnen zu beweisen. Wirklich glaube ich auch kaum mehr, dass Sie jenen Brief noch erhalten werden,

[1]) Nach Gruners eigenem Berichte, a. a. O., Seite 53.

[2]) A. a. O., Seite 53—54 Anm.

[3]) Vgl. Rosenkranz in seiner „Geschichte der Kant'schen Philosophie" Kants S. W., XII. 351).

da Sie ihn am 20sten März noch nicht hatten. Er sollte Sie auf die Art wie ich mich genöthigt sah, von Ihrer Recension Gebrauch zu machen, zuerst benachrichtigen. Ich stellte mir sehr gut vor, wie nahe es Ihnen gehen müsse, Ihre mühsame Arbeit so reducirt, vielleicht den Geist Ihrer Gedanken so verdorben zu sehen; und ich habe sie (Sie?) oft beklagt. Aber kürzer, um vieles kürzer als Sie sie gemacht hatten, musste die Recension werden. Nach H. (Heyne's?) Urtheile, und wirklich auch nach der Gemeinnützigkeit des Buchs zu urtheilen, hätte ich sie noch kürzer machen sollen. Bey dieser Abkürzung nun aber doch Ründe und Zusammenhang zu erhalten, musste ich manches umwandeln. An einigen Stellen, besonders am Ende, erlaubte ich mir auch einiges hinzuzusetzen, was Sie vielleicht nicht gantz billigen; was mir aber doch um einiger Leser willen da gut zu seyn schien. Zuvor haben Sie mir eine verdrüssliche Arbeit sehr erleichtert, und Sie haben also, ausser dem unbedeutenden honorario, auch auf meinen Dank noch immer den gerechtesten Anspruch." [1])

Wie gewandt weiss sich Feder in diesem Briefe mit Redensarten aus der Verlegenheit zu ziehen und, was er gethan, als redaktionelle Nothwendigkeit hinzustellen! Doch ist er wenigstens so offen, einzugestehen, dass ihm Garve mit der Recension eine „verdrüssliche" Arbeit abgenommen, dass er selbst aber jene nicht bloss abgekürzt, sondern, um „Ründe und Zusammenhang" (!) zu erhalten, auch manches in ihr umgewandelt und stellenweise auch einiges hinzugesetzt habe.

Zu dem Schlimmsten, was er „hinzugesetzt" hat, gehört der unverschämt schulmeisterliche Ton, welchen er sich einem Kant gegenüber gestattete, sowie die Vermengung von dessen Idealismus mit dem Berkeley'schen. Charakteristisch für beides ist gleich der Anfang der Recension, wo er von der „Vernunftkritik" sagt: „Dieses Werk, das den Verstand seiner Leser immer übt, wenn auch nicht immer unterrichtet, oft die Aufmerksamkeit bis zur Ermüdung anstrengt, zuweilen ihr durch glückliche Bilder zu Hülfe kömmt oder sie durch unerwartete gemeinnützige Folgerungen belohnt, ist ein System des höhern oder, wie es der Verf. nennt, des transscendentellen Idealismus, eines Idealismus, der Geist und Materie auf gleiche Weise umfasst, die Welt und uns selbst in Vorstellungen verwandelt und alle

[1]) Der übrige, vom 15. Mai datirte, Theil dieses Briefes handelt von persönlichen Angelegenheiten und ist für die Recensions-Frage ohne Interesse.

Objekte aus Erscheinungen dadurch entstehen lässt, dass sie der Verstand zu einer Erfahrungsreihe verknüpft und dass sie die Vernunft in ein ganzes und vollständiges Weltsystem auszubreiten und zu vereinigen, nothwendig, obwohl vergeblich, versucht." Ein Idealismus, der „die Welt und uns selbst in Vorstellungen verwandelt" — wie treffend wusste der erfindungsreiche Feder den Kern der Kantischen Lehre zu bezeichnen!! Doch dafür hatte er ja, bevor er Garve's Recension verkürzte, die „Vernunftkritik" so eifrig studirt![1]) Nach einer kurzen Skizzirung der Grundbegriffe der „transscendentalen Aesthetik" sagt er: „Auf diesen Begriffen von den Empfindungen als blossen Modifikationen unserer selbst (worauf auch Berkeley seinen Idealismus hauptsächlich baut), vom Raum und von der Zeit beruht der eine Grundpfeiler des Kantschen Systems." Kant und Berkeley! Wer beide in einem Athem nennt, von dem lässt sich allerdings nicht annehmen, dass er dem Realismus des ersteren gerecht werden würde; und doch ist gerade dieser einer der wichtigsten „Grundpfeiler" seiner Lehre![2]) Trotzdem Kant immer und immer wieder die Subjektivität alles menschlichen Erkennens betont, zweifelt er doch keinen Augenblick an der realen Existenz von „Dingen an sich", welche sowohl unseren Erscheinungen, wie unseren Vernunftvermögen zu Grunde liegen; zwar hat er sich den Weg zur Erkenntniss dieser „Dinge an sich" durch sein eigenes System abgeschnitten: aber muss man alles, was man für unerkennbar hält, darum auch für nicht existirend halten?[3]) Ganz anders Berkeley, dessen Lehre daher Kant von der seinigen streng unterscheidet[4]). Der transscendentale Idealismus Kants

---

[1]) S. oben, Seite 18.

[2]) Verkennungen des (metaphysischen) Realismus Kants finden sich besonders in den Kritiken von: Jacobi, J. S. Beck, Fichte, Schopenhauer, H. Cohen („Kants Theorie der Erfahrung", S. 245 ff., bes. S. 252 und: „Kants Begründung d. Ethik", S. 23) und Ed. v. Hartmann („Kritische Grundlegung des transscendentalen Realismus", 1875, S. 40 ff.). Gegen diese falschen Auffassungen wendet sich u. A. Volkelt („Kants Erkenntnisstheorie", S. 156 ff.) vgl. auch Zeller „Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz", 1873, S. 435 ff.

[3]) Vgl. hierzu Kuno Fischer „Kritik der Kantischen Philosophie" (München 1883), S. 23 ff.

[4]) Besonders im Anhange der „Prolegomena" (Rosenkranzische Ausgabe der Werke Kants, Bd. III, S. 152), und in der zweitenAuflage der „Kr. d. r. Vern." in dem Abschnitte: „Widerlegung des Idealismus" (Werke, Bd. II, Supplement XXI. S. 772); vgl. hierzu auch Kuno Fischer „Gesch. der neuern Philosophie"

begründet die Erscheinungen und die Erfahrung (und zwar in formeller Hinsicht durch die apriorischen Anschauungs- und Denkformen, dem Stoffe nach durch die unsere Sinnlichkeit afficirenden „Dinge an sich"); der dogmatische (empirisch-psychologische) Idealismus Berkeley's gründet sich dagegen auf die Thatsachen der inneren Erfahrung, also auf unsere subjektiven Vorstellungen, ausser denen es nichts Reales gebe! Während sich Kant durch scharfe Trennung von Erkenntnissstoff und Erkenntnissform den Weg zu den „Dingen an sich" bahnt, vermengt Berkeley beides mit einander, zählt die Raum-Vorstellung zu den Empfindungen und schliesst Alles in den Bereich unseres Ich ein. Ist somit erstere Lehre von letzterer durch ihren metaphysischen Realismus (wenn auch Kant diesen Ausdruck nirgends gebraucht) unterschieden, so unterscheidet sie sich von ihr zugleich durch ihren empirischen Realismus.[1]) Zwar kennt auch Berkeley eine Art Empirie, nämlich die des Inneren: da aber bei ihm die Seele alles aus sich selbst erzeugt und die Aussenwelt nichts dazu beiträgt, so kann seinen „Vorstellungen" eine gewisse „Realität" auch nur in so fern beigelegt werden, als sie als phänomenale Thatsachen in uns vorhanden sind (was jedoch eine unerlaubte Verflüchtigung des Begriffes „Realität" wäre, da hiernach auch den Phantasmagorien eine solche zugeschrieben werden müsste); als „blosse Modifikationen unserer selbst" (hier ist Feders Ausdruck an seinem Platze!) sind sie viel zu innig mit dem erkennenden Subjekte verwachsen, um, getrennt von demselben, auch nur gedacht werden zu können. Kant dagegen unterscheidet von den „Dingen an sich" und den „Vorstellungen" noch ein Drittes (welches gleichsam in der Mitte zwischen beiden liegt): die „Gegenstände der Vorstellungen" oder die „Erscheinungen"[2]). Da nach ihm der Stoff aller Er-

---

III. Bd. (3. Aufl). S. 72—76 u. 553—54 (während noch in der zweiten Auflage dieses Werkes, Bd. III, S. 342 ff. u. 438 ff., K. Fischer das „Ding an sich" in seiner derben Realität aus Kants Lehre zu eliminiren sucht).

[1]) Eine prägnante Fassung des Unterschiedes von empirischem und metaphysischem Realismus, in Ansehung der Kantischen Lehre, giebt Kuno Fischer („Kritik der Kantischen Philosophie", S. 98—99) mit den Worten: „Jener betrifft die Erscheinungen, dieser die Dinge an sich; der transscendentale Idealismus begründet den empirischen Realismus und ist selbst durch den metaphysischen zu begründen."

[2]) Vgl. Garve „Versuche", V. 21; Schopenhauer „Welt als Wille u. Vorstellung" (4. Auflage), Bd. I. Anhang, S. 526; u. Andere.

kenntniss von aussen kommt, so behalten seine „Vorstellungen", wenn sie auch vollständig in unser Inneres aufgenommen werden, doch noch so viel materielle (oder richtiger: an die Materie erinnernde) Ueberreste ihrer Herkunft, dass es möglich wird, sie in ihrer Abgesondertheit von dem Subjekte zu betrachten; sie bilden dann das sogenannte „Objekt an sich" oder die „Sinnenwelt an sich", deren Unterschiedensein von der allgemeinen Grundlage des Bewusstseins Kant nie geleugnet hat. Diesen „Gegenständen der Vorstellungen" kann man, ohne sich einer Begriffsdehnung (wie Berkeley gegenüber) schuldig zu machen, sehr wohl eine „empirische Realität" zuschreiben[1]); doch wird Feders Recension der letzteren ebensowenig gerecht, als dem „metaphysischen Realismus" Kants.

Bei dieser Verwechselung zweier so grundverschiedenen Anschauungen, wie des transscendentalen und dogmatischen Idealismus, wird man nicht erwarten, den eigentlichen Zweck und die Hauptfrage der „Vernunftkritik" richtig angegeben zu finden; Feder übergeht diese Punkte mit vornehmem Schweigen. Das von Garve ursprünglich ziemlich ausführlich behandelte und so wichtige Kapitel von der „Analytik der Grundsätze" fertigt er mit den Worten ab (a. a. O., Seite 42): „Wir übergehen den Versuch des Verf., das ganze Geschäfte des Verstandes noch weiter aufzuklären . . . Es sind die gemein bekannten Grundsätze der Logik und Ontologie, nach den idealistischen Einschränkungen des Verf. ausgedrückt." In dieser oberflächlichen Manier geht es die ganze Recension hindurch; überall bemerkt man die vorgenommenen Verstümmelungen. Wie in manchen Vexir-Spiegeln die normalsten Gesichtszüge zu lächerlichen Formen sich verzerren, so erging es

---

[1]) In neuerer Zeit hat Kirchmann den empirischen Realismus in Kants Lehre vollständig verkannt, indem er „Erscheinung" mit „Schein" schlankweg identificirt; vgl. seine „Erläuterungen zu Kants Kr. d. r. V." (3. Aufl.), S. 14. — Volkelt weiss mit dem „Gegenstande der Vorstellung", auf welchem doch Kants empirischer Realismus im Wesentlichen beruht, nichts anzufangen und sucht ihn dadurch zu eliminiren, dass er ihn für eine Verwechselung mit dem „Dinge an sich" erklärt; vgl. sein Buch: „Kants Erkenntnisstheorie", S. 104 f. — Eine richtige Auffassung der Sache bekundet der Engländer Adamson, indem er sagt („über Kants Philosophie", übersetzt v. Schaarschmidt, Lpzg. 1880, S. 167): „Dass ein gegebenes, nicht selbst hervorgebrachtes Element der Sinnlichkeit in der äusseren Wahrnehmung enthalten, und dass dieses der Wirklichkeitsfactor in der Wahrnehmung sei — das ist das Wesentliche seiner (scil. der Kantischen) Theorie."

den Garve'schen Gedanken, als sie unter Feders Rothstift geriethen; nur mit dem Unterschiede, dass, während dort die Caricaturen meist in unnatürlichen Vergrösserungen bestehen, hier durch Kürzungen der nämliche Effekt erzielt wird. Gegen Ende der Recension (S. 47) macht sich der Göttingische Redakteur vollständig von seiner Vorlage los und wandelt nun seine eigenen Bahnen; der grosse Feder belehrt den kleinen Kant, wie er es hatte anfangen sollen, um seinen Beifall zu verdienen. „Die Mittelstrasse zwischen ausschweifendem Skepticismus und Dogmatismus, den rechten Mittelweg mit Beruhigung, wenn gleich nicht mit völliger Befriedigung, zur natürlichsten Denkart zurückzuführen, scheint uns der Verf. nicht gewählt zu haben." Dass dieser empfohlene „Mittelweg" in der Theorie des „gesunden Menschenverstandes" besteht, erfahren wir am Schlusse der Recension.

Es ist leicht erklärlich, dass der arrogante Ton derselben und die Verfalschung seiner Ansichten Kant im höchsten Grade erbittern und zu der Philippika hinreissen musste, welche er im Anhange seiner „Prolegomena" (1783) gegen den anonymen Recensenten schleuderte und worin er ihn als einen seichten Kopf hinstellt, der nur die Begriffe seines eigenen Compendiums im Kopfe habe und über ein Werk urtheile, das er nicht verstehe; der ihn — absichtlich oder aus Unvermögen — missverstanden und die Tendenz seines Buches verkannt habe; am Schluss fordert er ihn auf, aus dem Incognito zu treten. Garve war über den ihm von Feder gespielten Streich sehr verstimmt; er sollte jetzt ausbaden, was jener verbrochen! Dass Kants Gereiztheit gerechtfertigt war, fühlte er nur zu gut; machte doch dieses „zusammengeflickte Ding von einigen Redensarten seiner Recension und einigen flüchtigen, schlecht ausgedrückten, Gedanken von Feder"[1]) ihm selbst den grössten Verdruss. Er entschloss sich, an Kant zu schreiben und ihm den Sachverhalt auseinanderzusetzen; der Brief kommt, ebenso wie Kants verbindliche Antwort, im nächsten Kapitel zum Abdruck. Auf Zureden seiner Freunde liess sich auch Garve sein Manuscript aus Göttingen zurückschicken, um es in einem anderen Journale unverkürzt zu veröffentlichen; Zollikofer (damaliger Prediger der reformirten Gemeinde in Leipzig) hatte ihn schon am 4. April 1782 brieflich[2]) dazu ermuntert, indem er zugleich

[1]) „Chr. Garve's Briefe an seine Mutter", ed. K. A. Menzel (Bresl. 1830), S. 239 (in einem Briefe aus Leipzig vom 15. Juli 1783).

[2]) Vgl. „Briefwechsel zwischen Chr. Garve und G. J. Zollikofer, nebsteinigen Briefen des ersteren an andere Freunde", ed. Manso und Schneider (Bresl. 1804), S. 297.

bedauerte, „dass man eine Arbeit, die so viel Zeit und Mühe gekostet hat und die so wohl gerathen ist, nicht besser gebraucht hat.“ Nicolai nahm die Recension (in ihrer unverstümmelten Gestalt) in seine „Allgemeine deutsche Bibliothek“ auf, wo sie im Anhange zum 37sten bis 52sten Bande, Abthlg. II, S. 838—862 gedruckt ist.

Sie ist mehr als dreimal so umfangreich, als die Feder'sche und hat mit ihr so wenig Gemeinsames, dass Garve in seinem Briefe an Kant[1]) mit Recht behaupten konnte, dass nur „einige phrases“ aus seinem Manuscripte beibehalten worden seien. Der Ton ist bei ihm ein durchaus anständiger und achtungsvoller. In dieser Hinsicht sticht gleich der Anfang der Recension von demjenigen der Feder'schen[2]) sehr vortheilhaft ab; er lautet: „Herr Kant ist aus den philosophischen Schriften, womit er bisher das Publikum beschenkt hat, als einer der tiefsten und gründlichsten Denker und zugleich als ein Mann bekannt, dem eine schöne und fruchtbare Einbildungskraft auch für die abgezogensten Begriffe oft sehr passende und glückliche Bilder darbeut, wodurch sie auch für den weniger scharfsinnigen Leser fasslich und nicht selten anziehend werden. Die Tiefe seines philosophischen Genies hat er in keinem seiner Werke noch so sehr, wie in dem gegenwärtigen, gezeigt: aber von der andern Eigenschaft des angenehmen und populären Vortrags hat dieses Werk in seinen meisten Theilen weit weniger; nicht, glauben wir, weil die Schreibart des Verfassers gealtert, sondern weil die meisten Materien, die er hier bearbeitet, ihrer Natur nach von Sinnlichkeit und Anschauung zu entlegen sind, als dass sie mit aller Bemühung des Schriftstellers ihnen wieder konnten genähert werden.“ Im weiteren Verlaufe der Recension entwickelt Garve den Ideengang der „Vernunftkritik“ mit angemessener Ausführlichkeit, bisweilen sogar mit Eingehen in die Details (wie bei der „Amphibolie der Reflexionsbegriffe“); daher ist auch bei ihm die Darstellung weit zusammenhängender und verständlicher, als die zusammengewürfelte Feders. Als Beleg hierfür mag die verschiedene Art dienen, wie beide den Kantischen Satz, dass Anschauungen ohne Begriffe blind, Begriffe ohne Anschauungen leer sind[3]), ausdrücken.

[1]) Vgl. Seite 29.
[2]) S. oben, Seite 19 f.
[3]) Kants S. W. (ed. Rosenkranz und Schubert), II. 56.

Garve	*Feder*
(a. a. O., S. 842):	(a. a. O., S. 42):
„Sinnliche Anschauungen allein geben blosse Träumereien. Verstandesbegriffe allein geben bloss eine Regel der Ordnung, ohne Sachen, die geordnet werden sollen; sinnliche Anschauungen, mit Begriffen verbunden, geben Objekte, scheinbare Wirklichkeiten.“	„Erfahrungen, im Gegensatz auf blosse Einbildungen und Träumereien, sind dem Verf. sinnliche Anschauungen, mit Verstandesbegriffen verbunden.“

Wenn Garve am Schlusse der citirten Stelle von scheinbaren (statt: erscheinenden) Wirklichkeiten spricht, so erweckt dies auf den ersten Blick den Verdacht, als wenn auch er (wie Feder) den empirischen Realismus in der Lehre Kants übersehen hätte. Dass dies jedoch nicht der Fall und jener Ausdruck vielmehr auf einen lapsus calami zurückzuführen ist, beweisen mehrere andere Stellen seiner Recension, z. B. auf Seite 843 (unten), wo er bei Erwähnung von Kants „Anticipationen der Wahrnehmung“ den Ausdruck: „jedes empfundene Ding“ mit dem Ausdrucke: „jedes in der Erscheinung wirkliche Ding“ identisch setzt. Jedenfalls ist er weit entfernt, Kants Idealismus mit demjenigen Berkeley's (dessen er auch mit keinem Worte erwähnt) zu verwechseln, wie es Feder gethan hat. Bezeichnend hierfür ist die kurze Charakteristik, welche Garve von der Widerlegung des empirischen Idealismus durch den transscendentalen, wie sie Kant in seinem „vierten Paralogismus der reinen Vernunft“[1]) liefert, giebt (a. a. O., S. 850): „Der Idealist unterscheidet die Empfindungen des innern und äussern Sinnes dergestalt, dass er sich einbildet: jene stellen ihm wirkliche Dinge, diese nur Wirkungen von Dingen vor, deren Ursachen ungewiss sind. Der transscendentale Idealist erkennt keinen solchen Unterschied: er sieht ein, dass unser innerer Sinn uns eben so wenig absolute Prädikate von uns selbst, als der äussere von den Körpern angebe, insofern beide als Dinge an sich betrachtet werden sollen; ihm zufolge gleichen unsere Empfindungen einer Reihe abwechselnder Gemälde auch darin, dass sie uns eben so wenig die wahren Eigenschaften des Malers als der gemalten Gegenstände lehren. Mit einem

[1]) Kants S. W., II. 294 ff.

Wort: der transscendentelle Idealismus beweist nicht die Existenz der Körper, sondern er hebt nur den Vorzug auf, den die Ueberzeugung von unserer eigenen Existenz vor jener haben soll.“ Man beachte wohl: Garve sagt nur, das Kant die Existenz der Körper nicht beweise, setzt also stillschweigend voraus, dass er sie auch nicht leugne. Hat er somit den metaphysischen Realismus in dessen Lehre auch nicht mit aller Schärfe hervorgehoben, so hat er doch die eine Seite des transscendentalen Idealismus richtig erkannt: nämlich die Aufhebung des Vorzuges der inneren vor der äusseren Erfahrung; dieser Schritt muss erst überwunden, Berkeley's Lehre mithin widerlegt sein, ehe man zur weiteren Erkenntniss des metaphysischen Realismus durchdringen kann. Ist letzteres, wie gesagt, auch Garve nicht gelungen, so hat er doch viel klarer gesehen, als Feder, der den Kantianismus zum exclusiven Phänomenalismus stempelte, welcher „die Welt und uns selbst in Vorstellungen verwandelt“.[1]) Auf den letzten Seiten der Recension (gelegentlich auch schon im darstellenden Theile derselben) macht Garve einige kritische Bemerkungen von seinem eigenen Standpunkte aus, doch ohne Aufdringlichkeit und stets in bescheidenem Tone. Viele dieser Einwände sind allerdings verfehlt, — worüber ein Näheres im zweiten Theile meiner Arbeit!

Kant, dem Garve seine unverstümmelte Recension (nach Erscheinen derselben) zuschickte, scheint auch mit dieser — so berichtet wenigstens Hamann in einem Briefe an Herder vom 8. December 1783[2]) — nicht zufrieden gewesen zu sein; er reagirte aber nicht mehr darauf.

Viertes Kapitel.

Briefwechsel zwischen Garve und Kant.

Die Göttingische Recensions-Angelegenheit gab den äusseren Anstoss zu demselben[3]); dann pausirte er fast ein Decennium hindurch, um kurz vor Garve's Tode zum dritten Male von diesem aufgenommen zu werden. Es sind folgende Briefe:

[1]) S. oben, Seite 19.
[2]) Vgl. Schuberts Kant-Biographie (Kants S. W., Bd. XI. b), S. 89.
[3]) Vgl. Seite 23.

1) Garve an Kant.

Datum: Leipzig d. 13. Juli 1783. Bisher ungedruckt. In den „Dörptischen Beyträgen für Freunde der Philos., Litt. u. Kunst“ Jahrg. 1816. 1. Hälfte (Dorpat 1817.) S 87 wird dieses Briefes mit folgenden Worten erwähnt: „Der erste der Briefe Garve's an Kant (vom J. 1783), auf eine damals öffentlich verhandelte litterarische Angelegenheit sich beziehend und Garve's sittliches Zartgefühl ungemein bestätigend, eignet sich nach genauerer Ansicht, zur Zeit wenigstens, noch nicht zur Bekanntmachung.“ Welcherlei Rücksichten Karl Morgenstern, den Herausgeber der „Dörptischen Beyträge“ und Schreiber dieser Worte, von der Publikation zuruckgehalten haben mögen, entzieht sich der Beurtheilung. Uebrigens wird der Brief von ihm schon im Stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Stände“ 1811. Nr. 110. S. 437 als wichtige Urkunde erwähnt. Garve selbst spricht von seinem Briefe an Kant in seinem, zwei Tage später geschriebenen, Briefe an seine Mutter.[1]) Von Hamann wird er in einem Briefe an Herder vom 22. Oktober 1783 erwähnt; Schubert, der die betreffende Stelle des Hamann'schen Briefes citirt[2]), bemerkt hierzu, dass der Garve'sche Brief „sowie die gesammte (?) Correspondenz zwischen Kant und Garve aus dieser Zeit nicht mehr vorhanden“ sei. Das Original dieses verloren geglaubten Briefes (7 Seiten in 4to) befindet sich auf der Dorpater Universitäts-Bibliothek, und zwar in einem Sammelbande von Briefen an Kant (ex bibl. Car. Morgenst. CCXCI. Briefe an Kant. I. No. 12. S. 49—56). Der Brief lautet[3]):

Hochzuverehrender Herr,

Sie fordern den Recensenten Ihres Werks in den Göttingischen Zeitungen, auf, sich zu nennen. Nun kan ich zwar diese Recension, so wie sie da ist, auf keine Weise, für mein erkennen. Ich würde untröstlich seyn, wenn sie ganz aus meiner Feder geflossen wäre. Ich glaube auch nicht, dass irgend ein anderer

[1]) „Garve's Briefe a. s. Mutter“ (ed. Menzel), S. 240.

[2]) In seiner Kant-Biographie (Kants S. W., Bd. XI. b), S. 88.

[3]) Herr Prof. Dr. Rudolf Reicke, Ober-Bibliothekar an der Königsberger Universitäts-Bibliothek, war so liebenswürdig, mir im Interesse meiner Arbeit die erstmalige Veröffentlichung desselben zu überlassen und eine eigenhändige Abschrift nach dem Dorpater Originale für mich anzufertigen.

Mitarbeiter dieser Zeitung, wenn er allein gearbeitet hätte, etwas so übel zusammenhängendes würde hervorgebracht haben. Aber ich habe doch einigen Antheil daran. Und da mir daran gelegen ist, dass ein Mann den ich von jeher sehr hochgeschätzt habe, mich wenigstens für einen ehrlichen Mann erkennt, wenn er mich gleich als einen seichten Metaphysiker ansehen mag: so trete ich us dem Incognito, so wie Sie es an einer Stelle Ihrer Prolegomenen verlangen —. Um Sie aber in den Stand zu setzen, richtig zu urtheilen: muss ich Ihnen die ganze Geschichte erzählen. Ich bin kein Mitarbeiter der Göttingischen Zeitung. Vor zwey Jahren that ich, (nachdem ich viele Jahre, äusserst kränklich, müssig u. im Dunkeln, in meinem Vaterlande zugebracht hatte) eine Reise nach Leipzig, durch die Hannöverischen Lande, u. bis Göttingen. Da ich viele Erweisungen von Höflichkeit u. Freundschaft, von Heyne dem Director, u. mehrern Mitarbeitern dieser Zeitung, erhielt: so weiss ich nicht, welche Bewegung von Dankbarkeit, mit einiger Eigenliebe vermischt, mich antrieb, mich freywillig zu dem Beytrage einer Recension zu erbieten. Da eben damals Ihre Critik der reinen Vernunft herausgekommen war, u. ich mir von einem grossen Werke das Kanten zum Verfasser hätte, ein sehr grosses Vergnügen versprach, da ‖ mir seine vorhergegangenen kleinen Schriften schon so vieles gemacht hatten; u. da ich es zugleich für mich selbst für nützlich hielt, ein Motif zu haben, dieses Buch mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit durchzulesen: so erklärte ich mich, ehe ich noch Ihr Werk gesehen hatte, es zu recensiren. Dieses Versprechen war übereilt u. diess ist in der That, die einzige Thorheit deren ich mir bey der Sache bewusst bin, u. die mich noch reut. Alles folgende ist entweder eine Folge meines wirklichen Unvermögens, oder Unglück. Ich erkante bald, da ich das Werk anfieng zu lesen, dass ich unrecht gewählt hatte; dass diese Lectüre, besonders jetzt, da ich auf der Reise, zerstreut, noch mit andrer Arbeit[1]) beschäftigt, seit vielen Jahren geschwächt, u. auch damals, wie immer, kränklich war, für mich zu schwer sey. Ich gestehe Ihnen, ich weiss kein Buch in der Welt, das zu lesen mir soviel Anstrengung gekostet hätte: u. wenn ich mich nicht durch mein einmal gegebenes Wort gebunden geglaubt hätte, so würde ich die Durchlesung desselben auf

[1]) Der Uebersetzung und Erläuterung von Cicero „de officiis".

bessere Zeiten ausgesetzt haben, wo mein Kopf und mein Körper stärker gewesen wären. Ich bin indess nicht leichtsinnig zu Werke gegangen. Ich habe alle meine Kräfte, u. alle Aufmerksamkeit deren ich fähig bin, auf das Werk gewandt; ich habe es ganz durchgelesen. Ich glaube, dass ich den Sinn der meisten Stellen einzeln, richtig gefasst habe: ich bin nicht so gewiss, ob ich das Ganze richtig überschauet habe. — Ich machte mir Anfangs, einen vollständigen Auszug[1]), der mehr als 12 Bogen betrug, untermischt mit den Ideen, die mir während des Lesens sich aufdrangen. Es thut mir leid, dass dieser Auszug verlohren gegangen ist: er war vielleicht, wie oft meine || ersten Ideen besser, als was ich nachher daraus gemacht habe. Aus diesen 12 Bogen, die niemals eine Zeitungs-Recension werden konten, arbeitete ich, allerdings mit vieler Mühe, (da ich auf der einen Seite mich einschränken, auf der andern verständlich seyn u. dem Buche ein Gnüge thun wollte) eine Recension aus. Aber auch diese war weitläuftig genung; u. es ist in der That nicht möglich, von einem Buche, dessen Sprache erst dem Leser bekant gemacht werden muss, eine kurze Anzeige zu machen, die nicht absurd sey. — Diese letztre, ob ich gleich einsahe, dass sie länger wäre, als die längste der Gottingischen Recensionen, schickte ich ein: in der That, weil ich selbst nicht sie abzukürzen wusste ohne sie zu verstümmeln. Ich schmeichelte mir, dass man in Göttingen, entweder der Grösse u. Wichtigkeit des Buchs wegen, von der gewöhnlichen Regel abweichen, oder, dass, wenn die Recension durchaus zu lang wäre, man besser als ich verstehen würde, sie zu verkürzen. Diese Absendung geschah von Leipzig aus auf meiner Rückreise. — Lange Zeit, (nachdem ich in mein Vaterland Schlesien zurückgekommen war) erscheint nichts: endlich erhalte ich das Blatt, worin das stehen soll, was meine Recension heisst. Sie können glauben, dass Sie selbst nicht so viel Unwillen oder Missvergnügen bey dem Anblick derselben haben empfinden können, als ich. Einige phrases aus meinem Mscpt waren in der That beybehalten; aber sie betragen gewiss nicht den 10 ten Theil meiner, u. nicht den 3 ten der Göttingischen Recension. Ich sah, dass meine Arbeit, die wirklich nicht ohne Schwierigkeit gewesen war, so gut

[1]) Dieser — von Garve verloren erklärte — Auszug ist mit dem unter seinem Nachlasse befindlichen (vgl. Seite 16) etwa nicht identisch, da letzterer nicht „mehr als 12", sondern 7 Bogen beträgt.

als vergeblich geworden, u. nicht nur vergeblich, sondern schädlich. Denn wenn der Gottingische Gelehrte, der meine Recension abkürzte u. interpolirte, auch nach einer flüchtigen Lecture Ihres Buchs etwas eignes darüber gemacht hätte: so würde es besser u., wenigstens ‖ zusammenhängender geworden seyn. Um mich bey meinen vertrauten Freunden, welche wussten, dass ich für Göttingen gearbeitet hatte, zu rechtfertigen; u. bey diesen wenigstens den nachtheiligen Eindruck zu schwächen, den diese Recension bey jedermann machen musste: schickte ich mein Mscpt nachdem ich es in einiger Zeit von Göttingen wiedererhalten, an Rath Spalding[1]) in Berlin. Seitdem hat mich Nicolai ersucht, sie in seiner Allgem. D. B. einrücken zu lassen. Und ich habe es ihm zugestanden, mit dem Bedinge, wenn einer meiner Berlinschen Freunde sie mit der Götting. Rec. vergleichen, u. theils die dort beybehaltenen phrases abändern, th. überhaupt erst bestimmen wollte, ob es der Rede werth sey. Denn ich bin ganz ausser Stande, jetzt eine Hand mehr anzulegen. — Nun weiss ich weiter nichts davon. — Mit diesem Briefe schreibe ich zugleich an H. Spalding; u. bitte ihn, wofern das Mscpt noch nicht abgedruckt ist, es copiren zu lassen, u. es nebst meinem Briefe an Sie zu übersenden.[2]) Alsdann mögen Sie vergleichen. Sind Sie mit dieser meiner Recension eben so unzufrieden, wie mit der Göttingischen; so ist es ein Beweis, dass ich zu Beurtheilung eines so schweren u. tiefsinnigen Buchs nicht penetration genug habe, u. dass es für mich nicht geschrieben ist. Ich glaube demohnerachtet, dass Sie, wenn Sie auch damit unzufrieden sind, doch glauben werden, mir einige Achtung u. Schonung schuldig zu seyn; noch gewisser hoffe ich, dass Sie mein Freund seyn würden, wenn wir uns persönlich kennten.

Ich will das nicht ganz von mir ableugnen, was Sie dem Göttingi-

---

[1]) Dieser schreibt darüber in einem (ungedruckten) Briefe an Garve vom 6. Dec. 1782: „Ihr vollständiger Auszugaus Kant hat mich ausserordentlich vergnüget. Wäre er doch, anstatt des Buchs, gedruckt! Oder würde er es noch nach ihm!“

[2]) Wie aus Kants Antwort (vom 7. Aug.) und einem Briefe Garve's an seine Mutter (vom 19. Aug.; vgl. Menzels Ausgabe der Briefe an die Mutter, S. 241) hervorgeht, hat Kant nur Garve's Brief erhalten, da nämlich die Recension „schon beim Drucker gewesen ist“ und ihm daher von Spalding nicht in Abschrift mitgetheilt werden konnte. Hierdurch berichtigt sich die Notiz Manso's in seiner Ausgabe der Briefe von Chr. Garve an Chr. Fel. Weisse I. S. 455. f. Anm., wonach ersterer auf den Rath des letzteren Brief und Mscpt. an Kant thatsächlich abgeschickt habe.

schen Recensenten Schuld geben, dass er über den Schwierigkeiten, die er zu überwinden gehabt, unwillig geworden sey. Ich gestehe, ich bin es zuweilen geworden; weil ich glaubte es müsse möglich seyn, Wahrheiten, die wichtige Reformen in der Philosophie hervorbringen sollen, denen welche des Nachdenkens | nicht ganz ungewohnt sind, leichter verständlich zu machen. Ich habe die Grösse der Kraft bewundert, welche fähig gewesen ist, eine solche lange Reyhe von äussersten Abstractionen, ohne ermüdet, ohne unwillig, u. ohne von ihrer Bahn abgebracht zu werden, zu durchdenken. Ich habe auch, an sehr vielen Theilen Ihres Buchs, Unterricht und Nahrung für meinen Geist gefunden, z. E. eben da wo sie (sic) zeigen, dass es gewisse widersprechende Sätze gebe, die doch gleich gut bewiesen werden können. Aber das ist auch jetzt noch meine Meynung, vielleicht eine irrige: dass das Ganze Ihres Systems, wenn es wirklich brauchbar werden soll, populärer ausgedrückt merden müsse, u. wenn es Wahrheit enthält, auch ausgedrückt werden könne; und dass die neue Sprache, welche durchaus in demselben herrscht, so grossen Scharfsinn auch der Zusammenhang verräth, in welchen die Ausdrücke derselben gebracht worden, doch oft die in der Wissenschaft selbst vorgenommene Reform, oder die Abweichung von den Gedanken andrer noch grösser erscheinen mache, als sie wirklich ist.

Sie fordern Ihren Recensenten auf, von jenen widersprechenden Sätzen einen so zu erweisen, dass der gegenseitige nicht eines gleich guten Beweises fähig sey. Diese Aufforderung kan meinen[1]) Gottingischen Mitarbeiter angehn, nicht mich. Ich bin überzeugt, dass es in unsrer Erkentniss Gränzen gebe; dass sich diese Gränzen eben dann finden, wenn sich aus unsern Empfindungen, solche wiedersprechende Sätze, mit gleicher Evidenz entwickeln lassen. Ich glaube, dass es sehr nützlich ist, diese Gränzen kennen zu lernen, u. sehe es als eine der gemeinnützigsten Absichten Ihres Werks an, dass sie (sic) dieselben deutlicher und vollständiger als noch geschehen, auseinandergesetzt haben. Aber das sehe ich nicht ein, wie Ihre Critik der reinen Vernunft,[2]) dazu beytrage, diese Schwierigkeiten zu heben. Wenigstens ist der Theil Ihres Buchs, worinn sie (sic) die Widersprüche ins Licht

---

[1]) Vorher hat gestanden: „dasigen Verkürzer".

[2]) Hierzwischen stand noch: „oder irgend eine andre", von Garve durchgestrichen.

setzen, ohne Vergleich klärer und einleuchtender, (und dieses werden Sie selbst nicht läugnen,) als derjenige, wo die Principien festgestellt werden sollen, nach welchen diese Widersprüche aufzuheben sind.

Da ich jetzt, auch auf der Reise u. ohne Bücher bin, und weder Ihr Werk noch meine Recension zur Hand habe: so betrachten Sie das, was ich hier darüber sage, bloss als flüchtige Gedanken, über welche Sie selbst nicht zu strenge urtheilen müssen. Habe ich hier, habe ich in meiner Recension, Ihre Meynung u. Absicht unrichtig vorgestellt, so ist es, weil ich sie unrecht gefasst habe, oder mein Gedächtniss mir ungetreu ist. Den bösen Willen die Sache zu verstellen, habe ich nicht, u. bin desselben nicht fähig.

Zuletzt muss ich Sie bitten, von dieser Nachricht keinen öffentlichen Gebrauch zu machen. Ohnerachtet mir die Verstümmelung meiner Arbeit, in den ersten Augenblicken, da ich sie erfuhr, eine Beleidigung zu seyn schien, so habe ich sie demohnerachtet, dem Manne, welcher sie nöthig gefunden, völlig vergeben: theils weil ich durch die Vollmacht, welche ich ihm ertheilt, selbst daran Schuld bin; theils weil ich ausserdem Ursache habe ihn zu lieben und hochzuschätzen. Und doch müsste er es als eine Art von Rache ansehn, wenn ich bei Ihnen dagegen protestirt hätte, nicht Autor der Recension zu seyn. Viele Personen in Leipzig u. Berlin wissen, dass ich die Göttingische Recension habe machen wollen, u. wenige, dass von derselben nur der kleinste Theil mein ist, ob also gleich die Unzufriedenheit die sie (sic), zwar mit Recht, aber doch auf eine || etwas harte Weise, gegen den Göttingischen Recensenten bezeigen, in den Augen aller dieser, auf mich ein nachtheiliges Licht wirft: so will ich diess doch lieber als die Strafe einer Unbesonnenheit (denn diess war das Versprechen zu einer Arbeit deren Umfang u. Schwierigkeit ich nicht kannte) tragen, als eine Art von öffentlicher Rechtfertigung erhalten, die meinen Göttingischen Freund compromittiren müsste.

Ich bin, mit wahrer Hochachtung u. Ergebenheit

Hochzuverehrender Herr

Ihr gehorsamster F. u. D.

Leipzig
d. 13 Jul. 1783.

Garve.

2) Kant an Garve.

Datum: Königsberg d. 7. August 1783. Die Antwort auf den vorigen Brief. Bisher ungedruckt. Erwähnt von Manso in seiner Ausgabe der „Briefe von Chr. Garve an Chr. Fel. Weisse", I. S. 455 f. Anm.; ebenso von Garve, welcher seiner Mutter am 19. August 1783 den Empfang des Briefes meldet und dabei sein Entzücken über die Freundschaft und Achtung, welche aus demselben spreche, kundgiebt.[1]) Das Original (7¼ eng beschriebene Seiten 4 to) befindet sich auf der Breslauer Stadt-Bibliothek, unter dem Nachlasse Garve's. Der Brief lautet:

Hochzuverehrender Herr

Schon lange habe ich in Ihrer Person einen aufgeklärten philosophischen Geist und einen durch Belesenheit und Weltkentnis geläuterten Geschmak verehrt und mit Sultzern bedauert, daß so vorzügliche Talente durch Krankheit gehindert werden, ihre ganze Fruchtbarkeit der Welt zu gute komen zu lassen. Jetzt genieße ich des noch reineren Vergnügens, in Ihrem geehrten Schreiben deutliche Beweise einer pünctlichen und gewissenhaften Redlichkeit und einer menschlichen theilnehmenden Denkungsart anzutreffen, die jenen Geistesgaben den wahren Werth giebt. Das letztere glaube ich nicht von Ihrem Götting'schen Freunde annehmen zu könen, der, gantz ungereitzt, seine ganze recension hindurch (den ich kan sie, nach der Verstümelung, wohl die seinige nenen) nichts als animositaet athmete. Es war doch in meiner Schrift manches, was, wen er gleich dem Aufschlusse der Schwierigkeiten, die ich aufdeckte, seinen Beyfall nicht gab, doch wenigstens darum, weil ich sie zuerst in dem gehörigen Lichte und im ganzen Umfange dargestellet hatte, weil ich die Aufgabe, so zu sagen, auf die einfachste Formel gebracht, wen gleich nicht aufgelöset hatte, erwähnt zu werden verdient hätte; so aber tritt er in einem gewissen Ungestüme, ja ich kan wohl sagen mit einem sichtbaren Grime, alles zu Boden, wovon ich nur die Kleinigkeit anmerke, daß er auch das, in dieser Zeitung sonst gewöhnliche und den Tadel etwas versüßende abgekürtzte Hr., vor dem Wort Verf: absichtlich wegließ. Diesen Man kan ich aus seiner Manier, vornem-

[1]) Garve's „Briefe an seine Mutter", S. 241.

lich wo er seine eigene Gedanken hören läßt, sehr wohl errathen. Als Mitarbeiter einer berühmten Zeitung hat er, wo nicht die Ehre, doch wenigstens den Ehrenruf eines Verfassers auf kurze Zeit in einer Gewalt. Aber er ist doch zugleich auch selbst Autor und setzt dabey auch seinen eigenen Ruf in Gefahr, die sicherlich nicht so klein ist, als er sich vorstellen mag. Doch ich schweige davon, weil Sie ihn Ihren Freund zu nennen belieben. Zwar sollte er auch, ob gleich in einem weiteren Verstande, mein Freund seyn, wen gemeinschaftlicher Antheil an derselben Wissenschaft und angestrengte, obgleich fehlschlagende Bemühungen, um diese Wissenschaft auf einen sicheren Fuß zu bringen, litterärische Freundschaft machen kan; allein es komt mir vor, daß es hier, eben so, wie anderwerts, zugegangen ist; dieser Man muß besorgt haben, von seinen eigenen Ansprüchen bey dergleichen Neuerungen etwas einzubüßen; eine Furcht die ganz ungegründet ist; den hier ist nicht von der Eingeschränktheit der Autoren, sondern des menschl: Verst: die Rede.[1]) || Sie könen mir, geehrtester Herr, festiglich glauben, auch zu aller Zeit auf der Leipziger Messe bey meinem Verleger Hartknoch erkundigen, daß ich allen seinen Versicherungen, als ob Sie an der Recension Antheil hätten, niemals geglaubt habe und nun ist es mir überaus angenehm, durch Ihre gütige Nachricht von meiner Vermuthung die Bestätigung zu erlangen. Ich bin so verzärtelt und eigenliebig nicht, daß mich Einwürfe und Tadel, gesetzt daß sie auch das, was ich als das vorzüglichste Verdienst meiner Schrift ansehe, beträfen, aufbringen sollten, wen nicht vorsetzliche Verhelung des Beyfallswürdigen, was hin und wieder doch anzutreffen seyn möchte, und gefliſſentliche Absicht zu schaden hervorleuchten. Auch erwarte ich Ihre unverstümelte Recension in der A. D. Bibliothek mit Vergnügen, deren Besorgung Sie mir in dem vortheilhaftesten Lichte der Rechtschaffenheit und Lauterkeit der Gesinungen darstellt, die den wahren Gelehrten characterisirt und welche mich jederzeit mit Hochachtung erfüllen muß, Ihr Urtheil mag imerhin ausfallen wie es wolle. Auch gestehe ich frey, daß ich auf eine geschwinde günstige Aufnahme meiner Schrift gleich zu Anfangs nicht gerechnet habe; den zu diesem Zwecke war der Vortrag der Materien, die ich mehr als 12 Jahre hinter einander sorgfältig durch-

[1]) Die folgenden drei Blattseiten des ersten Bogens des Originalbriefes sind unbeschrieben; Kant bemerkt hierzu an der Spitze der ersten derselben: „Ich muß mir hier die Erlaubnis nehmen abzubrechen und mit dem folgenden Blatte anzufangen weil das schlime durchschlagende Papier die Schrift unleserlich machen würde."

gedacht hatte, nicht der allgemeinen Faßlichkeit gnugsam angemessen ausgearbeitet worden, als wozu noch wohl einige Jahre erfoderlich gewesen wären, da ich hingegen ihn in etwa 4 bis 5 Monathen zu Stande brachte, aus Furcht, ein so weitläuftiges Geschäfte würde mir, bey längerer Zögerung, endlich selber zur Last werden und meine zunehmende Jahre (da ich jetzt schon im 60sten bin) möchten es mir, der ich jetzt noch das ganze System im Kopfe habe, zuletzt vielleicht unmöglich machen. Auch bin ich mit dieser meiner Entschließung, selbst so wie das Werk da liegt, noch jetzt gar wohl zufrieden, dermaßen daß ich, um wer weiß welchen Preis, es nicht ungeschrieben wissen möchte, aber auch um keinen Preis die lange Reihe von Bemühungen, die dazu gehöret haben, noch einmal übernehmen möchte. Die erste Betäubung, die eine Menge | ganz ungewohnter Begriffe und einer noch ungewöhnlichern, obzwar dazu nothwendig gehörigen neuen Sprache, hervorbringen mußte, wird sich verlieren. Es werden sich mit der Zeit einige Puncte aufklären (dazu vielleicht meine Prolegomena etwas beytragen könen). Von diesen Puncten wird ein Licht auf andere Stellen geworfen werden, wozu freylich von Zeit zu Zeit ein erläuternder Beytrag meiner Seits erfoderlich seyn wird, und so wird das Gantze endlich übersehen und eingesehen werden, wenn man nur erstlich Hand ans Werk legt und indem man von der Hauptfrage, auf die alles ankomt, (die ich deutlich gnug vorgestellt habe) ausgeht, so nach und nach jedes Stück einzeln prüfen und durch vereinigte Bemühungen bearbeiten will. Mit einem Worte die Maschine ist einmal vollständig da, und nun ist nur nöthig die Glieder derselben zu glätten, oder Oel daran zu bringen, um die Reibung aufzuheben, welche freylich sonst verursacht, daß sie still steht. Auch hat diese Art von Wissenschaft dieses Eigenthümliche an sich, daß die Vorstellung des Ganzen erfoderlich ist jeden Theil zu rectificiren und man also, um jenes zu Stande zu bringen, befugt ist diese eine Zeitlang in einer gewissen Rohigkeit zu lassen. Hätte ich aber beydes auf einmal leisten wollen, so würden entweder meine Fähigkeiten, oder auch meine Lebenszeit dazu nicht zugereicht haben.

Sie belieben des Mangels der Popularität zu erwähnen, als eines gerechten Vorwurfs, den man meiner Schrift machen kan; denn in der That muß jede philosophische Schrift derselben fähig seyn, sonst verbirgt sie, unter einem Dunst von scheinbarem Scharfsin, vermuthlich Unsin. [1]) Allein von dieser Popularität läßt sich in Nach-

[1]) Kant verweist hier durch ein Zeichen auf folgende Bemerkungen am Ende

forſchungen, die ſo hoch hinauf langen, nicht der Anfang machen. Wen ich es nur dahin bringen kan, daß man im ſchulgerechten Begriffe, mitten unter barbariſchen Ausdrücken, mit mir eine Strecke fortgewandert wäre, || ſo wollte ich es ſchon ſelbſt unternehmen (andere aber werden hierin ſchon glücklicher ſeyn) einen populären und doch gründlichen Begriff, dazu ich den Plan ſchon bey mir führe[1]), vom Ganzen zu entwerfen; vor der Hand wollen wir Dunſe (doctores umbratici) heiſſen, wen wir nur die Einſicht weiter bringen könen, an deren Bearbeitung freylich der geſchmacksvollere Theil des Publici keinen Antheil nehmen wird, auſſer bis ſie aus ihrer dunkelen Werkſtatt wird heraustreten und mit aller Politur verſehen auch das Urtheil des letzteren nicht wird ſcheuen dürfen. Haben Sie die Gütigkeit, nur noch einmal einen flüchtigen Blick auf das Ganze zu werfen und zu bemerken, daß es gar nicht Metaphyſik iſt, was ich in der Critik bearbeite, ſondern eine ganz neue und bisher unverſuchte Wiſſenſchaft, nämlich die Critik einer a priori urtheilenden Vernunft. Andere haben zwar dieſes Vermögen auch berührt, wie Locke ſo wohl als Leibnitz, aber imer im Gemiſche mit anderen Erkentniskräften niemand aber hat ſich auch nur in die Gedanken komen laſſen, daß dieſes ein Object einer förmlichen und nothwendigen, ja ſehr ausgebreiteten Wiſſenſchaft ſey, die (ohne von dieſer Einſchränkung, auf die bloße Erwägung des alleinigen reinen Erkentnisvermögens, abzuweichen) eine ſolche Mannigfaltigkeit der Abtheilungen erfoderte und zugleich, welches wunderbar iſt, aus der Natur deſſelben alle Objecte, auf die ſie ſich erſtreckt, ableiten, ſie aufzählen die Vollſtändigkeit durch ihren Zuſamenhang in einem ganzen

---

der Seite: „Damit die meinen Leſern verurſachte Unannehmlichkeit, durch die Neuigkeit der Sprache und ſchweer zu durchdringende Dunkelheit, mir nicht allein Schuld gegeben werde, ſo möchte ich wohl folgenden Vorſchlag thun. Die Deduction der reinen Verſtandesbegriffe oder Categorien d. i. die Möglichkeit gänzlich a priori Begriffe von Dingen überhaupt zu haben wird man höchſtnothwendig zu ſeyn urtheilen, weil ohne ſie reine Erkentnis a priori gar keine Sicherheit hat. Nun wollte ich daß jemand ſie auf leichtere und mehr populaire Art zu Stande zu bringen verſuchte; alden (sic) wird er die Schwierigkeit fühlen die größte unter allen die die Speculation in dieſem Felde nur imer antreffen an. Aus anderen Quellen aber als, die ich angezeigt habe, wird er ſie niemals ableiten, davon bin ich völlig verſichert.“

[1]) Diese Stelle liefert einen neuen Beleg für die Unhaltbarkeit der von Benno Erdmann auf S. III des Vorworts zu seiner Ausgabe von Kants Prolegomena (Leipz. 1878) ausgesprochenen Behauptung, dass Kant seinen (schon fertigen) erläuternden Auszug aus der Vernunftkritik nach Erscheinen der Göttingischen Recen-

Erkentnisvermögen beweisen kan; welches gantz und gar keine andere Wissenschaft zu thun vermag, nämlich aus dem bloßen Begriffe eines Erkentnisvermögens (wen er genau bestimt ist) auch alle Gegenstände, alles was man von ihnen wissen kan, ja selbst was man über sie auch unwillkührlich, obzwar trüglich zu urtheilen genöthigt seyn wird, a priori entwickeln zu könen. Die Logik, welche jener Wissenschaft noch am ähnlichsten seyn würde, ist in diesem Puncte unendlich weit unter ihr. Den sie geht zwar auf jeden Gebrauch des Verstandes überhaupt, kan aber gar nicht angeben, auf welche Objecte und wie weit das Verstandeserkentnis gehen werde, sondern muß desfals abwarten was ihr durch Erfahrung oder sonst anderweitig (z. B. durch Mathematik) an Gegenständen ihres Gebrauchs wird geliefert werden. ||

Und nun, mein wertheſter Herr, bitte ich Sie, wen Sie sich noch in dieser Sache etwas zu verwenden belieben, Ihr Ansehen und Einflus zu gebrauchen, um mir Feinde, nicht zwar meiner Person (den ich stehe mit aller Welt in Frieden) sondern jener meiner Schrift zu erregen und zwar solche nicht anonymische, die nicht auf einmal alles, oder irgend etwas aus der Mitte angreifen, sondern fein ordentlich verfahren: zuerst meine Lehre von dem Unterschiede der analytischen und synthetischen Erkentnisse prüfen, oder einräumen, alsden zu der Erwägung jener, in den Prolegomenen deutlich vorgelegten allgemeinen Aufgabe, wie synthetische Erkentnisse a priori möglich seyn, schreiten, dan meine Versuche diese Aufgabe zu lösen nach der Reihe zu untersuchen 2c 2c. Den ich getraue es mir zu, förmlich zu beweisen, daß kein einziger wahrhaftig-metaphysischer Satz aus dem Ganzen gerissen köne dargethan werden, sondern imer nur aus dem

sion umgearbeitet und zur Grundlage der Prolegomena gemacht habe. Letztere sind bereits zur Ostermesse 1783 erschienen, können also mit dem oben erwähnten „Plane" nichts zu thun haben; es sind, wie Emil Arnoldt in seiner Entgegnungsschrift gegen Erdmann („Kants Prolegomena nicht doppelt redigirt", Berl. 1879) näher ausführt, zwei gänzlich verschiedene Werke, während der Text der Prolegomena als solcher innerlich einheitlich ist und keineswegs in zwei nach Ursprung und Absicht verschiedenartige Bestandtheile zerfällt. Kants parenthetische Bemerkung (oben): „andere aber werden hierin schon glücklicher seyn" scheint auf die (auf seine intellektuelle Urheberschaft zurückzuführenden) „Erläuterungen" des Hofpredigers Johannes Schultz hinzudeuten, deren Niederschrift schon 1783 begann, wenn sie auch erst 1784 im Druck erschienen. Ist diese Vermuthung richtig, dann gewinnt auch Arnoldts (gegen Schluss der erwähnten Abhandlung aufgestellte) Hypothese, dass Kants „Plan" sive „Auszug" bei Schultz' „Erläuterungen" mittelbar zur Verwendung gekommen sei, an Halt und Wahrscheinlichkeit.

Verhältniſſe, das er zu den Quellen aller unſerer reinen Vernunfterkentnis überhaupt hat, mithin aus dem Begriffe des möglichen Ganzen ſolcher Erkentniſſe müſſe abgeleitet werden ꝛc ꝛc. Allein ſo gütig und bereitwillig Sie auch in Anſehung dieſes meines Geſuchs ſeyn möchten, ſo beſcheide mich doch gerne, daß, nach dem herrſchenden Geſchmacke dieſes Zeitalters, das Schweere in ſpeculativen Dingen als leicht vorzuſtellen (nicht leicht zu machen), Ihre gefälligſte Bemühung in dieſem Puncte doch fruchtlos ſeyn würde[1]). Garve, Mendelssohn u. Tetens wären wohl die einzige Männer die ich kene, durch deren Mitwirkung dieſe Sache in eben nicht langer Zeit zu einem Ziele könte gebracht werden, dahin es Jarhunderte nicht haben bringen könen; allein dieſe vortreffliche Männer ſcheuen die Bearbeitung einer Sandwüſte, die, bey aller auf ſie verwandten Mühe, doch imer ſo undankbar geblieben iſt[2]). Indeſſen drehen ſich die menſchliche Bemühungen in einem beſtändigen Zirkel und komen wieder auf einen Punct, wo ſie ſchon einmal geweſen ſeyn; alsden könen Materialien, die jetzt im Staube liegen, vielleicht zu einem herrlichen Baue verarbeitet werden. ‖

Sie haben die Gütigkeit, über meine Darſtellung der dialectiſchen Wiederſprüche der reinen Vernunft ein vortheilhaftes Urtheil zu fällen, ob Sie gleich durch die Auflöſung derſelben nicht befriedigt werden[3]). Wen mein Göttingſch: Recenſ: auch nur ein einziges Urtheil dieſer Art von ſich hätte erhalten könen, ſo würde ich wenigſtens nicht auf einen böſen Willen gerathen haben, ich hätte (was mir nicht unerwartet war) die Schuld auf die Verfehlung meines Sines in den mehreſten meiner Sätze, und alſo auch großentheils auf mich ſelbſt geworfen und, anſtatt einiger Bitterkeit in der Antwort, vielmehr gar

---

[1]) Auf diese Stelle scheint Schummel anzuspielen, wenn er in seiner Schrift: „Garve und Fülleborn“ (Breslau 1804) auf S. 10 von Garve berichtet: „Kant selbst hat es ihm einmal in einem Briefe ganz freundlich gesagt, dass er ihn nicht verstehe.“

[2]) In einem, von Schubert (Kants S. W., Bd. XI. a. S. 15 f.) mitgetheilten Briefe Kants an Moses Mendelssohn vom 18. Aug. 1783 heisst es ganz ähnlich: „Mendelssohn, Garve und Tetens scheinen dieser Art von Geschäfte (— Kant hat kurz vorher von der Nothwendigkeit einer plan- und ordnungsgemässen Prüfung der Hauptsätze der Vernunftkritik gesprochen —) entsagt zu haben und wo ist noch sonst jemand, der Talent und guten Willen hat, sich damit zu befassen?“

[3]) Kant bemerkt hierzu am Ende der Seite: „Der Schlüſſel dazu iſt gleichwohl dahin gelegt, obſchon ſein anfänglicher Gebrauch ungewohnt und darum ſchweer iſt. Er beſteht darin, daß man alle uns gegebene Gegenſtände nach zweyerley Begriffen nehmen kan, einmal als Erſcheinungen und dan als Dinge an ſich ſelbſt. Nimt man Erſcheinungen vor Dinge an ſich ſelbſt und verlangt,

eine Antwort, oder allenfalls nur einige Klage darüber, daß man, ohne die Grundveste anzugreifen, nur so schlechthin alles verurtheilen wollte, ergehen lassen; nun aber herrschte durch und durch ein so übermüthiger Ton der Gringschätzung und Arroganz durch die ganze Recension, daß ich nothwendig bewogen werden mußte dieses große genie, wo möglich ans Tageslicht zu ziehen, um durch Vergleichung seiner Producte mit den meinigen, so gring sie auch seyn mögen, doch zu entscheiden, ob den wirklich eine so große Überlegenheit auf seiner Seite anzutreffen sey, oder ob nicht vielleicht eine gewisse Autorlist dahinter stecke, um dadurch, daß man alles lobt, was mit denen Sätzen, die in seinen eigenen Schriften liegen, übereinstimt, und alles tadelt, was dem entgegen ist, sich unter der Hand eine kleine Herrschaft über alle Autoren in einem gewissen Fache zu errichten (die, wen sie gut beurtheilt seyn wollen, durchaus genöthigt seyn werden, Weyrauch zu streuen und die Schriften dessen, den sie als Recens: vermuthen als ihren Leitfaden zu rühmen) und sich so allmählich ohne sonderliche Mühe einen Nahmen zu erwerben. Urtheilen Sie hiernach, ob ich meine Unzufriedenheit, wie Sie zu sagen belieben, gegen den Göttingschen Recensenten *auf eine etwas harte Weise* bewiesen habe.

Nach der Erläuterung, die Sie mir in dieser Sache zu geben beliebt haben, nach welcher der eigentliche Recensent im incognito bleiben muß, fällt, so viel ich einsehe meine Erwartung, wegen der anzunehmenden Ausfoderung, weg, er müßte den sich derselben willkührlich stellen, d. h. sich entdecken, in welchem Falle selbst ich mich gleichwohl verbunden halte, von dem wahren Vorgange der Sache, wie ich ihn aus Ihrem gütigen Berichte habe, *nicht den mindesten öffentlichen Gebrauch zu machen*. Übrigens ist mir ein gelehrter Streit mit Bitterkeit so unleidlich, und selbst der Gemüthszustand, darin man versetzt wird, wen man ihn führen muß, so wiedernatürlich, daß ich lieber die weitläuftigste Arbeit, zu Erläuterung und Rechtfertigung des schon geschriebenen, gegen den schärfsten, aber nur auf Einsichten ausgehenden Gegner übernehmen, als einen Affect in mir rege machen und unter-

---

als von solchen, in der Reihe der Bedingungen das *Schlechthin-unbedingte*, so geräth man in lauter Wiedersprüche, die aber dadurch wegfallen, daß man zeigt das Gänzlich-unbedingte finde unter Erscheinungen nicht statt, sondern nur bey Dingen an sich selbst. Nimt man dagegen umgekehrt das, was *als Ding an sich selbst* von irgend etwas in der Welt die Bedingung enthalten kan, *vor Erscheinung*, so macht man sich Wiedersprüche, wo keine nöthig wären, e. g. bey der Freyheit und dieser Wiederspruch fällt weg, so bald auf jene unterschieden Bedeutung der Gegenstände Rücksicht genomen wird."

halten wollte, der sonst niemals in meiner Seele Platz findet. Sollte indessen der Göttingsche Recens: auf meine Äußerungen in der Zeitung antworten zu müssen glauben und zwar in der vorigen Manier, ohne seine Person zu compromittiren, so würde ich (jedoch jener meiner Verbindlichkeit unbeschadet) mich genöthigt sehen, diese lästige Ungleichheit zwischen einem unsichtbaren Angreifer und einem aller Welt Augen blosgestellten Selbstvertheidiger durch dienliche Maasregeln zu heben; wiewohl noch ein Mittelweg übrig bleibt, nämlich sich öffentlich nicht zu nenen, aber sich mir (aus den Gründen die ich in den Proleg: angeführt habe) allenfalls schriftlich zu entdecken und den selbst zu wählenden Punct des Streits öffentlich, doch friedlich Kund zu thun und abzumachen. Aber hier möchte man wohl ausrufen: O curas hominum! Schwache Menschen, ihr gebt vor, es sey euch blos um Warheit und Ausbreitung der Erkentnis zu thun, in der That aber beschäftigt euch blos eure Eitelkeit!

Und nun, mein hochzuverehrender Herr, lassen Sie diese Veranlassung nicht die einzige seyn, eine Bekantschaft, die mir so erwünscht ist, gelegentlich zu unterhalten. Ein Character von der Art, als Sie ihn in Ihrer ersten Zuschrift blicken lassen, ist, ohne das Vorzügliche des Talents einmal in Anschlag zu bringen, in unserer literärischen Welt so häufig nicht, daß nicht derjenige, der Lauterkeit des Herzens, Sanftmuth u. Theilnehmung höher schätzt, als selbst alle Wissenschaft, bey so viel zusamen vereinigten Verdiensten ein lebhaftes ‖ Verlangen fühlen sollte, damit in engere Verbindung zu treten. Ein jeder Rath, ein jeder Wink, von einem so einsehenden und feinen Mane, wird mir jederzeit höchstschätzbar seyn und, wen meiner Seits und an meinem Orte etwas wäre, womit ich eine solche Gefälligkeit erwiedern könte, so würde dieses Vergnügen verdoppelt werden. Ich bin mit wahrer Hochachtung und Ergebenheit

Hochzuverehrender Herr

Ihr

gehorsamster Diener

Koenigsberg
d 7 Aug. 1783.

I Kant

3) Garve an Kant.

Datum: Breslau d. 18. Juni 1792. Gedruckt in den „Dörptischen Beyträgen", Jahrg. 1816. 1. Hälfte. S. 87—89. Der Brief hat den Zweck, einen jungen Mann, der die Königsberger Universität beziehen wollte, an Kant zu empfehlen. Interessant ist eine Stelle aus der Mitte desselben, wo Garve den grossen Philosophen folgendermassen apostrophirt: „Sie sind auch mein Lehrer, in vielen Punkten, so wie der Lehrer von Deutschland Da Sie keine nachsprechenden Schüler verlangen, so werden Sie meinen Dank, den ich Ihnen hier von neuem für Ihren philosophischen Unterricht sage, nicht weniger wahr und aufrichtig finden, wenn ich hinzusetze, dass ich nicht über alle von Ihnen behandelte Materien mit Ihnen gleichförmig denke. Es ist die grösste Belohnung des Selbstdenkers, wenn er die Denkkraft Anderer in Thätigkeit setzt."

4) Zueignungsbrief von Garve an Kant.

Aus dem September 1798, ohne Angabe des Datums. Gedruckt in der Separat-Ausgabe der „Uebersicht der vornehmsten Principien der Sittenlehre"[1]. Wenn Schubert diese Zueignung als einen „bis jetzt noch ungedruckten" Brief nach einem im Besitze des Geh. Regierungsraths Prof. Dr. J. Voigt befindlichen „Originale" mittheilt[2], so ist er in einem doppelten Irrthum: erstlich ist die Zueignung nicht ungedruckt (ein Versehen, das um so auffallender ist, als Schubert jene Separat-Ausgabe der „Uebersicht" ausdrücklich erwähnt[3], und das nur dadurch erklärt werden kann, dass er dieselbe jedenfalls nicht vor Augen gehabt hat); sodann ist das angebliche Original (wie mir Herr Professor Reicke, dem dasselbe vorgelegen, versichert) nichts weiter als eine Abschrift jener gedruckten Zueignung von ganz anderer (unbekannter) Hand. Im Anschlusse an Schubert berichtet auch Aug. Kahlert[4], dass Garve jene Zueignung als geschriebenen Brief zugleich mit der

[1]) Vgl. oben, S. 14.

[2]) In seiner Kant-Biographie (Kants S. W., Bd. XI. b.), S. 150—153.

[3]) A. a. O., S. 150.

[4]) Im „Weimarischen Jahrbuch für deutsche Sprache, Lit. und Kunst", hrsg. v. Hoffmann von Fallersleben u. Osk. Schade. II. Bd. 1855. S. 475.

(dieselbe Zueignung gedruckt enthaltenden) „Uebersicht“ an Kant geschickt hat.

Was ihren Inhalt anbelangt, so gesteht Garve, dass er das Urtheil der „Göttingischen Recension“, an welchem er einigen Antheil gehabt und welches er hier „ein sehr mangelhaftes, einseitiges und unrichtiges“ nennt, durch die neue Darstellung und Kritik des kritischen Systems wieder gutmachen wolle; wenn er auch überzeugt sei, dass er oft in die Auffassung der fremden Ideen seine eigenen mit eingemischt habe und dass auch seine Gegengründe nicht immer stichhaltig seien, so werde doch Kant wenigstens „den Leichtsinn, die Kürze und die Oberflächlichkeit jener ersten Recension“ dieser seiner letzten nicht zuschreiben können.

5) Garve an Kant.

Ohne Datum (September 1798). Zuerst mitgetheilt von Morgenstern unter dem Titel: „Garve's letzter Brief an Kant“ in: „Morgenblatt für gebildete Stände“ 1811. Nr. 110. S. 437—438, und wiederabgedruckt von Aug. Kahlert im „Weimarischen Jahrbuch“ II. Bd. 1855. S. 475—478. Dieser Brief wurde nicht, wie Kahlert a. a. O. meint, „wahrscheinlich noch einige Wochen später“ als der (nach seiner Ansicht doch geschriebene) Zueignungsbrief abgeschickt, sondern zugleich mit diesem und der (ihn als vorgedruckte Dedikation enthaltenden) „Uebersicht“ — wie aus seinem Inhalte hervorgeht, sowie aus dem Anfange von Kants Antwortschreiben, wo dieser den ihm am 19. September gewordenen Empfang des „liebevollen und seelenstärkenden Buchs und Briefes“[1]) bestätigt. Schubert scheint von der Existenz des letzteren nichts zu wissen; wenigstens erwähnt er ihn nicht. Eine Abschrift desselben von Garve's eigener Hand (oder vielleicht Concept?) befindet sich auf der Breslauer Stadt-Bibliothek; sie umfasst 4 Quartseiten und ist gleichfalls undatirt.

Der Brief lehnt sich naturgemäss an die gedruckte Zueignung an und führt einige Gedanken derselben näher aus. Garve schreibt u. A.: „Ich werde Sie immer als einen unserer grössten Denker, und der mich selbst, zur Zeit als ich nur noch Lehrling

[1]) S. unten, Seite 43.

und Anfänger war, als Meister der Kunst zu denken, darin übte, hochachten. Ich bin von der andern Seite überzeugt, dass Sie auch von mir, so weit man einen Mann blos aus seinen Schriften kennen lernen kann, nicht ungünstig urtheilen, und selbst eine Neigung zur Freundschaft gegen mich fühlen. Diese verborgene und stillschweigende Verbindung, welche schon lange unter uns vorhanden ist, gegen das Ende unsers Lebens noch fester zu knüpfen, dazu ist diese Zueignung bestimmt." An einer anderen Stelle sagt Garve, dass er es gern noch erleben möchte, von Kant ein Urtheil über die mit übersandte kleine Schrift, welche „die Resultate vieler meiner Meditationen zusammengedrängt enthält", zu erfahren und zugleich von dessen freundschaftlichen Gesinnungen versichert zu werden. Von den Fortschritten, welche die Philosophie seit dem Erscheinen der „Vernunftkritik" gemacht habe, sei er „nur oberflächlich unterrichtet"; während er die Schwierigkeiten des Studiums der „Kritik" überwunden habe und auch dafür belohnt worden sei, habe er nicht die Kraft, die noch grösseren Schwierigkeiten der Fichte'schen „Wissenschaftslehre" zu überwinden; besonders hindere ihn daran sein leidensvoller Zustand — von welchem er dann im Folgenden eine erschütternde Beschreibung giebt.

6) Kant an Garve.

Datum: Königsberg d. 21. September 1798. Antwort auf vorigen Brief. Bisher ungedruckt. Das Original (2 Seiten 4 to) befindet sich auf der Breslauer Stadt-Bibliothek, unter dem Nachlasse Garve's. Der Brief lautet:

Königsberg d 21sten Sept. 1798.

Ich eile, Theuerster Freund! den mir d 19ten Septembr. gewordenen Empfang Ihres liebevollen und seelenstärkenden Buchs und Briefes (bey deren letzterem ich das Datum vermisse) zu melden. — Die erschütternde Beschreibung Ihrer körperlichen Leiden, mit der Geisteskraft über sie sich wegzusetzen und fürs Weltbeste noch iner mit Heiterkeit zu arbeiten, verbunden, erregen in mir die größte Bewunderung. — Ich weiß aber nicht, ob, bey einer gleichen Bestrebung meinerseits, das Loos, was mir gefallen ist, von Ihnen nicht noch schmertzhafter empfunden werden möchte, wen Sie sich darin in Gedanken versetzten; nämlich für Geistesarbeiten, bey sonst ziemlichen körperlichen Wohlseyn, wie gelähmt zu seyn: den völligen

Abschlus meiner Rechnung, in Sachen welche das Ganze der Philosophie (so wohl Zweck als Mittel anlangend) betreffen, vor sich liegen und es noch imer nicht vollendet zu sehen; obwohl ich mir der Thunlichkeit dieser Aufgabe bewußt bin: ein Tantalischer Schmertz, der indessen doch nicht hoffnungslos ist. — Die Aufgabe, mit der ich mich jetzt beschäftige, betrifft den „Uebergang von den metaphys. Anf. Gr. d. N. W. zur Physik."[1]) Sie will aufgelöset seyn; weil sonst im System der crit. Philos. eine Lücke seyn würde. Die Ansprüche der Vernunft darauf lassen nicht nach: das Bewußtseyn des Vermögens dazu gleichfalls nicht; aber die Befriedigung derselben wird, wen gleich nicht durch völlige Lähmung der Lebenskraft, doch durch imer sich einstellende Hemungen derselben bis zur höchsten Ungedult aufgeschoben. ‖

Mein Gesundseyn, wie es Ihnen Andere berichtet haben, ist also nicht die (sic) des Studirenden, sondern Vegetirenden (Essen, Gehen und schlafen Könen); und mit dieser reichte, in meinem 75sten Jahre, für Ihre gütige Aufforderung, daß ich meine dermalige Einsichten in der Philosophie mit denen, zu welchen Sie binnen der Zeit, da wir mit einander freundschaftlich controvertirten,[2]) vergleichen möchte, mein so genantes Gesundseyn nicht zu; wen es sich nicht damit etwas bessert: als wozu ich, da meine jetzige Desorganisation vor etwa anderthalb Jahren mit einem Catharr anhob, nicht alle Hoffnung aufgegeben habe.

Ich gestehe: daß, wen dieser Fall eintritt, es eine meiner angenehmsten Beschäftigungen seyn wird diese Vereinigung, ich will nicht sagen unserer Gesinnungen, (den die halte ich für einhellig) sondern der Darstellungsart, darin wir uns vielleicht einander nur misverstehen mögen — zu versuchen; wozu ich den, in langsamer Durchlesung Ihres Buchs, bereits den Anfang gemacht habe.

Beym flüchtigen Durchblättern desselben bin ich auf die Note S. 339 gestoßen: in Ansehung deren ich protestiren muß[3]). — Nicht die Untersuchung vom Daseyn Gottes, der Unsterblichkeit ꝛc ꝛc ist der Punct

---

[1]) Dies ist die letzte grosse, aber Fragment gebliebene, Arbeit Kants, mit deren Veröffentlichung in der „Altpreuss. Monatsschrift" Prof. Reicke in Königsberg seit ca. zwei Jahren beschäftigt ist. Das (100 Foliobogen umfassende) Manuscript des Werkes ist neuerdings von Pastor Dr. Krause in Hamburg erworben worden und soll demnächst in Buch-Form erscheinen.

[2]) Hier ist ein Wort wie „gelangten" zu interpoliren.

[3]) Vgl. unten, S. 48.

gewesen von dem ich ausgegangen bin, sondern die Antinomie der r. V.: „Die Welt hat einen Anfang —: sie hat keinen Anfang 2c 2c bis zur vierten: Es ist Freyheit im Menschen, — gegen den: es ist keine Freyheit, sondern alles ist in ihm Naturnothwendigkeit"; diese war es welche mich aus dem dogmatischen Schlumer zuerst aufweckte und zur Critik der Vernunft selbst hintrieb, um das Scandal des scheinbaren Widerspruchs der Vernunft mit ihr selbst zu heben.

Mit der vollkomensten Zuneigung und Hochachtung bin ich jederzeit

Ihr

ergebenster treuer Diener

J Kant

Zweiter Theil.

Garve's Stellung zu Kants Philosophie.

Erstes Kapitel.

Garve und die „Kritik der reinen Vernunft."

Die Hauptquellen zur Beurtheilung des Verhältnisses, in dem Garve zu Kants Erkenntnisstheorie steht, sind: 1) seine „Uebersicht der vornehmsten Principien der Sittenlehre", und zwar der einleitende Abschnitt vor der Darstellung und Kritik der Kantischen Moral; 2) seine Recension der „Vernunftkritik", wie sie in der „Allg. D. Bibl." uns vorliegt[1]). Letztere ist oft eingehender, als der betreffende Theil der „Uebersicht"; dafür ist diese weit lichtvoller, als jene, indem sie ihren Gegenstand mehr von allgemeinen Gesichtspunkten betrachtet und ihn dabei nach den verschiedensten Seiten herumwendet.

Was den Werth der Garve'schen Prüfung im Grossen und Ganzen betrifft, so urtheilt die Jenaer „Allgem. Lit.-Zeitg." vom Jahre 1803 (Nr. 288) wohl etwas zu hart, wenn sie derselben den wissenschaftlichen Charakter ohne weiteres abspricht; denn, wenn auch die Beschäftigung mit erkenntnisstheoretischen Fragen der Befähigung Garve's ferner lag, als die mit moralischen, so hat er doch zur Klarstellung einiger Punkte der „Kr. d. r. Vern." das Seinige beigetragen und auch hin und wieder einen richtigen Einwand gemacht. Noch schärfer, als das erwähnte (damals einflussreichste) Organ des Kantianismus, geht die „Erlanger Liter.-Zeitung" (red. von J. G. Meusel) Jahrg. 1799, Nr. 62 mit Garve ins Gericht, indem sie (a. a. O., S. 499)

[1]) Vgl. oben, S. 24.

von dessen „Uebersicht“ sagt: „beinahe jede Seite verräth, dass der Verf. hier nicht in seinem Elemente ist.“ Diese Behauptung ist sehr übertrieben und auf die Thatsache einzuschränken, dass Garve seinen eigenen Anschauungskreis nicht leicht zu überschreiten vermochte und dass es ihm an genügender Tiefe fehlte, um Kant vollständig zu verstehen. Er selbst sagt darüber[1]: „ich weiss, dass ich in eines Andern Gedanken nicht so vollkommen eindringen, als mir von meinen eignen Rechenschaft geben kann“; und einige Zeilen später: „weit entfernt, mich Kanten an Tiefsinn und systematischem Geiste an die Seite zu setzen, erkenne ich vielmehr, dass ich, mehr zur Philosophie des Lebens gemacht, in den hohen Regionen der feinsten Spekulation nicht ganz zu Hause bin und also leicht mich verirren kann.“ Diese beiden Selbstbekenntnisse Garve's bestätigt auch Schelle[2], welcher in dem „Mangel an Empfänglichkeit für fremde und abgezogene Ideen“ den Grund der meisten seiner Missverständnisse sieht.

Das Zutreffende dieses Urtheils zeigt sich, wenn man Garve's Stellung zur „Vernunftkritik“ des Näheren betrachtet. Es ergiebt sich hierbei von selbst die Gliederung: 1) Beurtheilung der Garve'schen Darstellung, 2) Beurtheilung der Garve'schen Kritik. Bei letzterer wird man füglich weiter unterscheiden können: a) die von Garve anerkannten Vorzüge jenes Werkes, b) die von ihm gemachten Einwürfe (α. berechtigte, β. unberechtigte).

1) Die Darstellung.

Garve führt den wesentlichen Inhalt der „Kr. d. r. Vern.“ auf zwei Grundfragen zurück[3], deren Beantwortung die Aufgabe des Werkes sei: 1) wie kommt der Mensch zur Erkenntniss irgend eines Objekts überhaupt? 2) wie kommt er zu der apodiktischen oder absoluten Gewissheit eines Satzes a priori? Die erste dieser beiden Fragen zerlegt er[4] in drei Unterfragen:

---

[1]) „Uebersicht“, S. 184—185; vgl. hierzu auch Garve's Zueignungsbrief an Kant, oben S. 42.

[2]) „Briefe üb. Garve's Schriften u. Philosophie“, S. 41.

[3]) „Uebersicht“, S. 185. — Die dritte der von Garve hierbei angeführten Fragen bezieht sich bereits auf die „Kr. d. prakt. Vern.“

[4]) „Uebersicht“, S. 191.

1) wie kommen wir zur Vorstellung irgend eines Objekts, d. h. zu irgend einer Erkenntniss? 2) wie kommen wir zu einer zusammenhängenden Erfahrung? 3) wie bringen wir alle diese Erfahrungen in ein gemeinschaftliches und vollständiges System? Die Unterfragen sind ohne Zweifel richtig angegeben, denn sie schliessen sich der Reihe nach an die transscendentale Aesthetik, Analytik und Dialektik Kants an; die Hauptfragen dagegen beruhen auf einer falschen Gliederung, insofern nicht bloss die erste, sondern auch die zweite derselben jene Unterfragen (vielleicht mit Ausnahme der dritten) umfasst. Was bei Kant zusammengehört und ineinandergreift, nämlich: Erkenntnissprozess und apriorische Vernunftwahrheiten, trennt Garve gewaltsam; er sieht zwei Fragen, wo thatsächlich nur eine existirt, nämlich die von Kant selbst angegebene: „wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?“ Von diesem Eintheilungsfehler der „Uebersicht“ ist Garve's „Recension“ frei.

Betreffs des Ausgangspunktes der „Vernunftkritik“ ist er im Irrthum, wenn er denselben in die Untersuchung vom Dasein Gottes, von der Unsterblichkeit etc. setzt und die „Kr. d. prakt. Vern.“ nicht bloss das Ziel, sondern auch das Fundament der „Kr. d. rein. Vern.“ nennt[1]). In seinem zweiten Briefe an Garve[2]) hat Kant selbst diese Insinuation durch die Erklärung zurückgewiesen, dass nicht jene Untersuchung, sondern die Antinomik der reinen Vernunft ihn zuerst aus dem dogmatischen Schlummer aufgeweckt und zur Kritik unsers Erkenntnissvermögens hingetrieben habe. Dieser richtigen Auffassung der Sache nähert sich Garve an einer Stelle seiner „Versuche“[3]), wo er die „Vernunftkritik“ auf folgende historische Anregungen zurückführt: 1) auf Hume's skeptische Untersuchungen über den Causalitätsbegriff (von Kant selbst in der Vorrede zu den „Prolegomenen“ hervorgehoben), 2) auf die Leibnizischen Ansichten von Raum und Zeit, 3) auf die damals übliche Begründung der Gewissheit der mathematischen Sätze durch ihre analytische Beschaffenheit.

Bei der Darstellung der Schemata, dieser „Monogramme der Einbildungskraft“, passirt Garve das Versehen, dass er Kant nicht bloss die sinnliche Anschauungsform der Zeit, sondern auch

[1]) Ebd, S. 339, Note.
[2]) S. oben, S. 44 f.
[3]) Bd. II. 340 f., Note.

die des Raumes dazu benutzen lässt, die Anwendbarkeit der Kategorien auf die Erscheinungen zu vermitteln und die Grundsätze des reinen Verstandes aus jenen abzuleiten.[1]) Garve hat hier unwillkürlich in die Darstellung eingeschmuggelt, was er hätte zu einem Einwande formuliren sollen, nämlich zu der berechtigten Frage: warum ist (nach Kantischen Grundsätzen) der Raum weniger, als die Zeit, zur Lieferung eines Schematismus geeignet?

2.) Die Kritik.

a) Anerkannte Vorzüge.

Mit besonderem Nachdrucke rühmt Garve an der „Vernunftkritik" ihren strengen systematischen Zusammenhang, welchen Vorzug jedoch dieselbe mit den übrigen grundlegenden Werken Kants theile[2]). Diesen Zusammenhang sieht er sowohl innerhalb der einzelnen Disciplinen, als auch in der Verbindung derselben unter einander; überall herrsche „eine vollkommene Gleichförmigkeit der Denkungsart." Wenn er jedoch hinzufügt, dass auch hinsichtlich „der Begriffe und der sie bezeichnenden Wörter eine so stete Uebereinstimmung des Autors mit sich selbst, als kaum in irgend einem andern Systeme älterer und neuerer Zeit angetroffen werden wird", vorhanden sei: so lässt er die mannigfachen Inconsequenzen und Schwankungen ausser Acht, die sich in Kants Begriffsbestimmungen von Verstand Erscheinung, Gegenstand, Ding an sich, Vernunft etc. finden und von denen ja Garve im Laufe seiner Kritik selbst einige erwähnt. Im Uebrigen verhehlt er nicht, dass nach seiner Ansicht der angedeutete Vorzug den Freund des Denkens mehr „unterhält", als „überzeugt" — was insofern richtig ist, als Durchgängigkeit der Ideenentwickelung noch kein Kriterium für die Wahrheit derselben ist und eigentliche „Ueberzeugung" weniger aus formalen, als aus realen Eigenschaften der Darstellung gewonnen wird. Diesen letzteren wird allerdings Garve Kant gegenüber nicht genügend gerecht: trotzdem ist jenes, wenn auch nur bedingungsweise anerkennende, Urtheil eines Philosophen, zu dessen eigenen Fehlern die Systemlosigkeit gehört[3]), hoch anzuschlagen.

---

[1]) „Recension" a. a. O., S. 843.
[2]) „Uebersicht", S. 320 u. 334.
[3]) Vgl. oben, S. 8 f.

In Kants Räsonnement über Raum, Zeit und mathematische Gewissheit findet Garve manches Vortreffliche und Neue.[1]) Besonders rühmt er dessen Nachweis, dass die mathematischen Grundsätze nicht demonstrirbar (discursiv), sondern durch die blosse Anschauung (intuitiv) gewiss seien; wenn er denselben jedoch eine „wahre Entdeckung" nennt, so vergisst er, dass schon die alte Philosophie ihn gekannt hat.

Den Kantischen Kategorien legt er, so viel er auch sonst an ihnen auszusetzen hat, einen relativen Werth bei im Vergleich zu denen des Aristoteles, welche „vor den Kantischen nie wieder aufkommen werden".[2])

Den grössten und bleibendsten Gewinn der „Vernunftkritik" sieht Garve in der Aufdeckung der Grenzen unserer Erkenntniss, namentlich auch in der Darlegung der mit der Freiheitsidee in theoretischer Hinsicht verbundenen Schwierigkeiten und Widersprüche.[3]) Er selbst hatte schon in seinen „Anmerkungen zum Ferguson"[4]) diese Idee „eine von den Grenzen unsers Verstandes" genannt und es als eine Aufgabe der Zukunft bezeichnet, deutlicher zu zeigen, inwiefern sie eine solche Grenze sei und weshalb ihre praktische Nutzanwendung durch die Unauflöslichkeit ihrer theoretischen Schwierigkeiten nicht tangirt werde. Es ist dies ein bemerkenswerther prophetischer Hinweis eines Dogmatikers auf Kants Freiheitslehre.

Beruhen die bisher angeführten Punkte im Wesentlichen auf thatsächlichen Vorzügen der „Kr. d. r. V.", so ist Garve andrerseits im Irrthum, wenn er unter letztere auch die Unterscheidung von analytischen und synthetischen Urtheilen rechnet und in derselben eine grosse Deutlichkeit wahrnimmt.[5]) Sie ist im Gegentheil eine der schwächsten Voraussetzungen des Kantischen Werkes, da (mit Ausnahme der vollkommen identischen Sätze, wie a = a) auch bei den sog. analytischen Urtheilen nur durch die Synthesis der Er-

---

[1]) „Uebersicht", S. 204 f.

[2]) Vgl. Garve's „Bruchstücke einzelner Gedanken über verschiedene Gegenstände" (Fortsetzg.), in: „Schles. Prov.-Bl.", Dec. 1797, S. 519.

[3]) „Uebersicht", S. 331; vgl. auch Garve's ersten Brief an Kant (S. 31 f. dieser Arbeit).

[4]) Leipzig 1772, S. 289. — Vgl. hierzu Daniel Jacoby „Schiller und Garve", in: „Archiv für Litteraturgeschichte" VII. 1, Seite 101.

[5]) „Uebersicht", S. 208.

fahrung der Pradikatsbegriff als in dem Subjektsbegriffe enthalten gefunden wird, jene Unterscheidung somit hinfällig ist.[1])

b) Einwürfe.

α) Berechtigte.

Was Garve vorzüglich an der „Vernunftkritik" (und auch den übrigen Kantischen Schriften) tadelt, ist ihr Mangel an Deutlichkeit. Er erblickt darin mit Recht nicht bloss eine Unvollkommenheit der äusseren Form (zu welcher er besonders ihren „mit Parenthesen überladenen Stil"[2]) rechnet), sondern einen inneren wesentlichen Fehler ihrer Denkweise. Wer klar zu denken vermöge, meint Garve, müsse auch leicht überall den entsprechenden Ausdruck für seine Ideen finden. Allgemein verständlich zu sein, hält er für ein unerlässliches Erforderniss eines guten Schriftstellers. Als Beispiel dafür, dass man auch über die ersten Elemente unserer Erkenntniss auf eine fassliche Art philosophiren könne, führt er David Hume an[3]). Kant selbst hat die Billigkeit dieser Forderung eingesehen und die Dunkelheit seines Werkes, welche er mit der Weitläufigkeit des Planes desselben in Zusammenhang bringt[4]), in seinen „Prolegomenen" nachträglich aufzuhellen versucht; doch ist es bei diesem ersten Ansatze, welcher zudem seinen Zweck nur theilweise erfüllte, geblieben. Wenn Garve jedoch von Kants Untersuchungen nicht bloss Deutlichkeit, sondern auch Popularität verlangt, so geht er zu weit. Schon in seiner Habilitations-Dissertation vom J. 1768 („de ratione scribendi historiam philosophiae") hatte er die These aufgestellt[5]): „philosophia, ubi maxime exculta est et ad summum pervenit, maxime popularis est induitque sensus illius communis, a quo profecta esse videtur, speciem." Diesen Satz erläutert er näher in seiner Abhandlung: „von der Popularität des Vortrages."[6]) Er fordert hier von dem philosophischen Schriftsteller, dass er nicht nur für die befähigten und ausdauernden, sondern auch für die schwerbegreifenden und flatterhaften Leser zu arbeiten habe:

---

[1]) Vgl. Trendelenburg „Logische Untersuchungen", 3. Aufl., Bd. II. 263—268.

[2]) „Versuche", III. 108, Note.

[3]) „Vermischte Aufsätze" I. 353.

[4]) Vgl. seine Vorrede zu den „Prolegomenen".

[5]) Vgl. Fülleborn „Beyträge zur Geschichte der Philosophie", Jena u. Leipzig 1798; 9. Stück, S. 161.

[6]) „Vermischte Aufsätze" I. 331—358.

er müsse also einen höheren Grad von Deutlichkeit besitzen, eine solche womöglich, die das Nichtverstehen seiner Gedanken unmöglich mache[1]). Hiergegen bemerkt Kant mit Recht, dass die „Vernunftkritik" (wie überhaupt jede formale Metaphysik) wohl verständlicher, nie aber populär (im gang und gäben Sinne des Wortes) gemacht werden könne, da sie es mit den Grundbedingungen unserer Erkenntniss zu thun habe und daher „nach den strengsten Regeln einer schulgerechten Pünktlichkeit ausgemacht werden" müsse, auf welche zwar mit der Zeit auch Popularität (im Sinne von grösserer Deutlichkeit) folgen, welche letztere aber niemals den Anfang machen dürfe[2]); die radikale Popularisirung der „Kr. d. r. V." sei nicht bloss unmöglich, sondern auch unnöthig, da, „so wenig dem Volke die fein gesponnenen Argumente für nützliche Wahrheiten in den Kopf wollen, ebensowenig ihm auch die ebenso subtilen Einwürfe dagegen jemals in den Sinn kommen."[3])

Einen Hauptgrund für die Dunkelheit des Kantischen Werkes sieht Garve in der darin eingeführten neuen Terminologie. Wenn er auch anerkennt, dass dieselbe „der Faden der Ariadne" sei, „ohne welchen oft auch der scharfsinnigste Kopf seine Leser durch das dunkle Labyrinth abstrakter Spekulationen nicht würde durchführen können"[4]), so meint er doch, dass sich dieselben Gedanken „auch in eine gewöhnlichere Sprache, wiewohl vielleicht mit einigem Verlust ihrer Genauigkeit, übersetzen lassen" müssten.[5]) Garve hat Recht; ja noch mehr: die von ihm in Kauf genommene etwaige Einbusse an Genauigkeit ist gar nicht erforderlich, wofern nur im Gebrauch der einmal gewählten Termini kein Schwanken (wie ein solches so oft bei Kant zu bemerken ist) eintritt.

Die widerspruchsvolle Art der Erschliessung der „Dinge an sich", welche in aller Schärfe zuerst von Fr. H. Jacobi[6]), dann besonders von dem Skeptiker G. E. Schulze[7]) hervorge-

---

[1]) Ebd., I. 335.

[2]) Vgl. die Vorrede der „Prolegomena", ebenso die Vorrede zur ersten Auflage der „Rechtslehre", schliesslich Kants ersten Brief an Garve (S. 35 f. dieser Arbeit).

[3]) Kants Werke (ed. Rosenkranz u. Schubert), II. 681.

[4]) „Recension" a. a. O., S. 839.

[5]) Ebd., S. 840.

[6]) In seiner Schrift: „David Hume üb. d. Glauben, od. Idealismus u. Realismus" (1787); vgl. Jacobi's Werke, II. 301 ff.

[7]) Im „Änesidemus" (1792), S. 377 f. und sonst.

hoben worden war, tadelt auch Garve, indem er darauf hinweist [1]), dass Kant nur durch eine falsche Anwendung des Causalitätsbegriffes auf dieselben gekommen sei. Den Schulze'schen Einwurf, der die Sache auf den (für das kritische System so nothwendigen und nach ebendemselben Systeme doch unmöglichen) Begriff der sinnlichen Affektion zuspitzt, nennt er in einem Briefe an Thümmel [2]) so „evident", dass sich dagegen „nichts als Sophistereien antworten lassen." Diesem Urtheile wird man wohl beistimmen müssen, wenn auch in neuerer Zeit Benno Erdmann und Kuno Fischer versucht haben, den Widerspruch dadurch zu heben, dass sie (indem sie fälschlicherweise auf das „Ding an sich" überhaupt übertrugen, was Kant nur demjenigen, welches den menschlichen Handlungen zu Grunde liegt, zuschreibt) die Sinnes-Affektionen für Wirkungen der intelligiblen Ursächlichkeit (scil. der „Dinge an sich") erklärten, welche durch die — davon streng zu scheidende — sensible (empirische), die nur für „Erscheinungen" Gültigkeit habe, nicht tangirt werde [3]). Gegen letzteres lässt sich, wenn es gleich in Kants Sinne gesprochen ist, einwenden: ist nicht auch eine intelligible Ursache (wofern dieselbe für uns nicht bloss ein leeres Wort sein soll) immerhin eine Ursache? [4]) Darin aber haben die beiden erwähnten neueren Kritiker sicherlich Recht, dass Kants Überzeugung von der Existenz der „Dinge an sich" von jener spitzfindigen Untersuchung unabhängig dasteht [5]).

Die Beschaffenheit der „sinnlichen Affektionen" veranlasst Garve zu dem Einwurfe, dass der (nach Kant völlig ungeordnete und ungeformte, weil den subjektiven Regeln und Formen zu unterwerfende) Stoff, welchen die „Dinge an sich" unseren Sinnen liefern, ihm „ein so verwirrtes Chaos oder ein so völlig leeres Nichts" zu sein scheine, dass er nicht begreifen könne, „wie Kant

---

[1]) „Übersicht", S. 362 f.

[2]) „Briefwechsel zwischen Garve u. Zollikofer", Anhang, S. 412.

[3]) Erdmann „Kants Kriticismus in d. ersten und d. zweiten Aufl. d. Kr. d. r. V.", S. 44 ff. und 67 ff.; Fischer „Kritik d. kantischen Philosophie", S. 24 f. und 78. Ähnlich auch H. Cohen („Kants Begründung d. Ethik", S. 103 ff.), der allerdings (im Gegensatze zu den beiden vorigen Kritikern) das Kantische „Ding an sich" zu einem blossen „Grenzbegriffe" verflüchtigt, um den Widerspruch zu heben.

[4]) Vgl. Volkelt „Kants Erkenntnisstheorie", S. 98.

[5]) Vgl. oben, S. 20.

doch diesen Stoff, d. h. das Empirische in unseren Vorstellungen, zur Grundlage unserer ganzen Erkenntniss machen konnte.“[1]) Es ist in der That nicht abzusehen, wie man, wenn jeder einzelne Stoff zu jeder einzelnen Form beziehungslos sein soll, noch länger die Coincidenz des Empirischen mit dem Apriorischen und somit die Nothwendigkeit der Ableitung des ganzen Universums aus dem „Ich“ (wie sie Fichte vollzogen hat) leugnen kann; andrerseits erscheint es unmöglich, scheinbar so objektive Bestimmungen der Gegenstände, wie Zahl, Ausdehnung u. s. w., denselben abzusprechen und als subjektive Zuthaten zu betrachten. Es bleibt hiernach nichts übrig, als eine unseren Erkenntnissformen einigermassen analoge Ordnung der „Dinge an sich“ anzunehmen[2]) — doch nur als eine vernünftige Hypothese, nicht als ein demonstrirbares Faktum, da wir — wir mögen uns anstellen wie wir wollen — niemals über den Subjektivismus hinauskommen, und selbst die in vielen Punkten herrschende allgemeine Übereinstimmung in der Auffassung der Gegenstände nicht für das reale Vorhandensein der in denselben wahrgenommenen Eigenschaften zu sprechen braucht, sondern sehr leicht die Folge einer gemeinsamen Täuschung sein kann. Wer bürgt uns für die Zuverlässig-

---

[1]) „Übersicht“, 194 Note.

[2]) Bezüglich der näheren Auffassung und metaphysischen Begründung der erwähnten „Analogie“ haben sich bekanntlich im Laufe der Geschichte der Philosophie verschiedene Ansichten (meist in sehr dogmatischer Form) geltend gemacht. So sah Aristoteles in dem Denken das (von seinem realen Correlate verschiedene, aber zu ihm in gewisser Beziehung stehende und ihm entsprechende) Abbild des Seins; ihm schloss sich in neuerer Zeit Überweg an. Leibniz behauptete eine von dem göttlichen Geiste prästabilirte Harmonie zwischen beiden Welten. Trendelenburg nahm eine zweckerfüllte, schöpferische Bewegung im Denken und Sein an („Logische Untersuchungen“, Bd. I, edit. 3., S. 141—155). Volkelt sucht vom Standpunkte eines idealistischen Monismus aus (den er allerdings mehr andeutet, als ausführt) die Übereinstimmung der ursprünglichen Bewusstseinsformen mit den ebenso ursprünglichen Formen der Naturdinge zu erklären („Kants Erkenntnisstheorie“, S. 54 f.); doch bleibt bei seiner idealistischen Evolutions-Theorie (wenn er sie auch nur als subjektive Annahme hinstellt) unerklärlich, wie ein ideelles Urprincip die äussere Natur aus sich entwickeln, resp. aus sich entwickelnd gedacht werden kann. Wundt erklärt: „was vor aller Untersuchung feststeht, ist der Grundsatz, dass die Objekte unsers Denkens diesem conform sein müssen, weil ohne die Gültigkeit dieses Satzes überhaupt nicht begreiflich wäre, wie Erkenntniss entstehen kann“ (Grundz. d. physiol. Psychologie, 2. Aufl., Bd. II. 452); also nur um der „Begreiflichkeit“ willen ist die Annahme der Conformität nothwendig, — damit ist aber die subjektive Einschränkung unmittelbar gegeben.

keit unserer Sinnesorgane? wer für die absolute Gültigkeit unserer Denkgesetze?[1]) Die oben angeführte „vernünftige Hypothese", welche übrigens von Kant niemals als seine eigene Meinung ausgesprochen worden ist, hätte man sich ähnlich vorzustellen wie sein „teleologisches Princip", welches von ihm (in der „Kritik der Urtheilskraft") zur Vermittelung zwischen Freiheit und Natur hypostasirt wird. Eine derartige Anschauung liegt freilich Garve bei seinem Einwurfe vollständig fern; doch bleibt letzterer zu Rechte bestehen, wenn auch die durch die Werke unseres Dogmatikers sich hindurchziehende und von so vielen Philosophen getheilte Ansicht von der Möglichkeit eines erfolgreichen Überganges vom Wissen zum Sein bekämpft werden muss.

Gegen Kants Theorie von Raum und Zeit erhebt Garve in seiner „Recension"[2]) zwei Einwände, welche weniger den Kern als accidentelle Momente derselben treffen. Er tadelt: 1) dass jene Theorie „bloss auf den Sinn des Gesichts kalkulirt" sei, während beim Gehör, Geschmack, Geruch und Gefühl, bei deren Affektionen man doch auch an etwas Wirkliches, an ein Objekt denke, von „Raum" und „Anschauung a priori" keine Rede sein könne; 2) dass, trotz der von Kant behaupteten Ähnlichkeit beider Formen, „das Anschauliche der Zeit uns kaum zu einem oder dem anderen Satze, das des Raums aber zu einer ganzen Wissenschaft, der Geometrie, verholfen" habe. Beide Einwürfe sind gerechtfertigt, wenn auch, wie gesagt, ohne grossen Belang, da die Hauptsache, die Subjektivität der sinnlichen Anschauungsformen, durch sie nicht gefährdet wird.

Die rein mathematischen Sätze werden von Kant für synthetisch gehalten, während Garve (unter Anerkennung der Berechtigung dieser Unterscheidung[3]) gerade auf ihre analytische Beschaffenheit ihre Gewissheit basirt. „Nach der Definition synthetischer Sätze", sagt er in seinen handschriftlichen Bemerkungen über „Feder gegen Kant"[4]), „muss im Prädikat etwas Neues hinzugesetzt werden, was noch nicht im Subjekt lag. Wenn also ein synthetischer Satz durch Anschauung erkannt werden soll: so müssen wenigstens zwei Anschauungen möglich sein, die des Subjekts und die des Prädikats. Nun ist aber die

---

[1]) Vgl. Volkelt, a. a. O., S. 5 f., 17 f. und öfters.
[2]) A. a. O., S. 859.
[3]) S. oben, Seite 50.
[4]) Vgl. oben, S. 17.

Anschauung des Raumes a pr., insofern dass sie allgemeine Bedingung aller sinnlichen Vorstellungen ist, durchaus einfach. Wie können daraus also etwas Anderes als identische Sätze fliessen?“ Mit Recht bemerkt Garve, dass auch die abgeleiteten mathematischen Sätze analytisch (im Kantischen Sinne des Worts sind; so liege der Satz, dass in jedem Dreieck die drei Winkel zusammen 180 Grade enthalten, in dem Begriffe eines Dreiecks von vornherein „gleichsam eingewickelt“.[1]) Diejenigen (geometrischen Sätze, welche die ursprünglichen Eigenschaften einer Figur durch willkürliche Zusatzbestimmungen (Hülfslinien etc.) modificiren, bezeichnet Garve mit einem treffenden Ausdrucke als „hypothetisch analytisch“, da sie nur eine modificirte Analysis, nicht aber eine unsere Erkenntniss wahrhaft erweiternde Synthesis enthalten. Als Beispiel hierfür wählt er den Satz, dass ein Perpendikel, von der Spitze eines rechtwinkligen Dreiecks auf die Hypotenuse als Grundlinie herabgelassen, die mittlere Proportionale zwischen den beiden Theilen ist, in welche die Grundlinie dadurch getheilt wird.[2])

In Kants Kategorien-Tafel sieht Garve eine unbewiesene Voraussetzung. „Auf welchem Grunde“, fragt er[3]), „beruht diese Eintheilung? Was beweist ihre Vollständigkeit? Wenn dies Verstandesbegriffe a priori und nicht bloss logische Klassifikationen der Prädikate a posteriori sind: so müssen sie aus der Natur des Verstandes hergeleitet werden. Scheint es nicht, dass oft auch in dem tiefsinnigsten Systeme die Grundbegriffe bloss durch Association entstehen und der Scharfsinn nur beschäftigt ist, sie durch unerwartete Anwendungen, die er davon zu machen weiss, zu rechtfertigen?“ Die von Garve geforderte Herleitung der Kategorien „aus der Natur des Verstandes“ hat zwar Kant durch ihre Zurückführung auf die logischen Urtheilsformen zu bewerkstelligen versucht: doch bedürfen letztere ihrerseits eines höheren Erklärungsgrundes; und so wurden erstere für ihn „das furchtbare Bett des Prokrustes, in welches er alle Dinge der Welt und alles was im Menschen vorgeht gewaltsam hineinzwängte.“[4])

[1]) „Uebersicht“, S. 202 f. und S. 208 f.

[2]) „Versuche“, V. 14 f.

[3]) „Recension“, S. 842.

[4]) Schopenhauer „Welt als Wille u. Vorstellg.“ (4. Aufl.), Bd. I. Anhang, S. 509.

Die Deduktion der drei Vernunftideen aus den drei üblichen Schlussarten erscheint Garve (wenn er es auch nur in versteckter Weise sagt) als eine systematisirende Spielerei. Er erklärt [1]), dass er „nicht wisse", welchen Zusammenhang Kant zwischen den logischen Regeln der Vernunftschlüsse und den metaphysischen Untersuchungen der reinen Vernunft finde, wonach der kategorische Schluss auf die Psychologie, der hypothetische auf die Kosmologie, der disjunktive auf die Theologie führen soll; er gesteht, dass er „ihm auf diesem Wege nicht zu folgen vermöge." In der That beruht jener vermeintliche „Zusammenhang" auf keiner objektiven Nothwendigkeit, sondern ist von Kant nur aus Liebe zur architektonischen Symmetrie angenommen worden.

In Bezug auf die transscendentale Entscheidung der dritten Antinomie, welche die Freiheitsidee betrifft, ist Garve der Meinung [2]), dass es Kant weniger gelungen sei, das Räthsel aufzulösen, als es darzustellen; durch die Lehre vom empirischen und intelligiblen Charakter, worin er nur eine künstliche, wenn auch scharfsinnig durchgeführte, Unterscheidung sieht [3]), scheine ihm die Sache nicht klarer geworden zu sein. „Es ist unmöglich", sagt er [4]), „die Vereinigung, die hier Herr K. stiften will, deutlich mit kurzen Worten vorzustellen; unmöglich, glaube ich, sie deutlich einzusehen. Aber das ist deutlich, dass der Verfasser gewisse Sätze für höher und heiliger hält, als seine Systeme; und dass er bei gewissen Entscheidungen mehr Rücksicht auf die Folgen nahm, die er durchaus stehen lassen wollte, als auf die Principia, welche er festgesetzt hatte." Mit Recht hebt hier Garve den Einfluss von Kants praktischer Philosophie auf seine Art der theoretischen Auflösung der dritten Antinomie hervor; auch wird man ihm beistimmen müssen, dass dieser Lösungsversuch nicht ganz gelungen ist [5]): doch ist andrerseits das „deutliche Einsehen" desselben wohl nicht so „unmöglich", als Garve glaubt.

β.) Unberechtigte Einwürfe.

Hierzu gehört vor Allem der Angriff auf den subjektivistischen Standpunkt. Garve meint, dass dem Menschen thatsächlich nur an der objektiven Gewissheit gelegen sei, und

[1]) „Recension", S. 849.
[2]) „Uebersicht", S. 332.
[3]) Ebd., S. 217.
[4]) „Recension", S. 852.
[5]) S. oben, Seite 53.

dass doch ein Unterschied bestehe zwischen der aus dem inneren Zusammenhange der Sachen selbst fliessenden Erkenntniss und derjenigen, behufs deren Erlangung der Verstand „die Natur der Dinge zwingt, sich in seine Formen gleichsam zu giessen.“ [1]) Zunächst ist hiergegen einzuwenden, dass es gar nicht in der theoretischen Erkenntniss darauf ankommt, woran dem Menschen gelegen ist, sondern wozu er im Stande ist. Sodann aber spricht grade das Garve'sche Argument gegen ihn; denn, wenn ein Unterschied zu machen ist zwischen den Sachen und der Erkenntniss derselben, so heisst das eben: beide sind nicht identisch! Wie sich aber Garve eine aus dem „inneren Zusammenhange“ der Dinge herausfliessende Erkenntniss, bei welcher der Verstand seine eigenen Gesetze nicht in Anwendung bringt, vorstellt, ist schwer einzusehen. Wenn der Verstand zu denken anfängt, so müssen es sich die „Dinge“ eben gefallen lassen, dass er sie in seine Formen giesst; denn mit „objektiven“ Denkgesetzen operiren kann man ebensowenig, als über seinen eigenen Schatten springen.

Noch von einer anderen Seite versucht Garve einen Angriff auf den Subjektivismus, indem er nämlich das Traumleben heranzieht, dessen Beobachtung zur Überzeugung von der Erkennbarkeit der „Dinge an sich“ hinführe. „Weder die Begriffe von Raum und Zeit“, meint er [2]), „noch die mit denselben verbundenen Kategorien sind dem Zustande des Wachens und der Empfindung, in welchem allein wir existirende Objekte annehmen, ausschliessend eigen: sie sind auch den Romanen, Hirngespinnsten und Träumereien gemein, sie finden sich sogar in den Phantasien der Wahnwitzigen. So oft wir träumen, sehen wir das Vorgestellte so gut in Zeit und Raum, in Folge, in gegenseitiger Wirkung, kurz nach den Gesetzen unsers Geistes: und doch erkennen wir es am Ende nicht für wirklich.“ Das den Zustand des Wachens von demjenigen des Träumens unterscheidende Merkmal sieht also Garve darin, dass in ersterem das Bewusstsein von der Realität der angeschauten Gegenstände hinzukomme. Es liegt hier ein ähnlicher Trugschluss vor, wie bei Anselms von Canterbury und Descartes' ontologischem Beweise für das Dasein Gottes. Da nämlich Garve unter Bewusstsein von der Realität“ natürlich keine blosse Ge-

[1]) „Uebersicht“, 211 f. Note.

[2]) „Recension“, S. 860.

dankenform (als welche ja auch Kant in einer, sogar zweien[1]) seiner Kategorien besitzt), sondern eine objektive Realität versteht, so ist es klar, dass er den Existenzialbegriff in seine Argumentation eingeschwärzt hat. Aus den von ihm angegebenen Prämissen folgt weiter nichts, als: im Zustande des Wachens allein gehört zu unserer Auffassung der Dinge auch die Annahme ihrer Realität; ob aber dieser Auffassung auch das Sein der Dinge entspricht, darüber können wir aus obigen Prämissen nichts erschliessen.

Gegen Ende seiner „Recension" bemüht sich Garve, seinen eigenen Dogmatismus aus Kants Subjektivismus abzuleiten und ersteren als die nothwendige Consequenz des letzteren hinzustellen. Er sagt[2]): „Wenn, wie der Verfasser selbst behauptet, der Verstand nur die Empfindungen bearbeitet, nicht neue Kenntnisse uns liefert: so handelt er seinen ersten Gesetzen gemäss, wenn er in allem, was Wirklichkeit betrifft, sich mehr von den Empfindungen leiten lässt, als sie leitet." Die Sophistik dieses Satzes liegt auf der Hand; denn gerade die Bearbeitung der Empfindungen durch den Verstand (vermöge seiner immanenten Gesetze) sichert diesem das Recht der selbstständigen Leitung derselben.

Mit Garve's Angriffe auf den Subjektivismus Kants hängt auf's Engste zusammen, dass er auch dessen Annahme einer doppelten Welt (einer sinnlichen und übersinnlichen) verurtheilt. Während Schopenhauer in der Unterscheidung der „Erscheinung" vom „Dinge an sich" Kants grösstes Verdienst erblickte[3]), sieht Garve in ihr nur eine willkürliche und unbewiesene Voraussetzung[4]), die dazu dienen soll, Dinge, welche in dieser Welt unerklärlich sind, durch Versetzung derselben in die uns ganz unbekannte, aber doch nicht minder gewiss vorhandene, Welt zu „erklären"(?) und dadurch zugleich die Begriffe von Sittlichkeit und Tugend zu stützen[5]). Es ist dies wieder eine vollständige Verschiebung

---

[1]) Wenn man die Kategorie des „Daseins" hinzurechnet.

[2]) A. o. O., S. 861.

[3]) „Welt als W. u. Vorst." (4. Aufl.), Bd. I. Anhang. S. 494.

[4]) „Uebersicht", S. 354 ff. — In ähnlicher Weise haben Hamann (in seiner „Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft", 1781) und Herder (in der „Metakritik der reinen Vernunft", 1799) den Dualismus Kants bekämpft; beide fanden (sich darin von Garve unterscheidend) die bei Kant vermisste Einheit in der Sprache des Menschen.

[5]) „Uebersicht", S. 359.

des Standpunktes seitens Garve's. Kant lehrt nicht aus Utilitäts- oder gar aus Bequemlichkeitsrücksichten das Getrenntsein der übersinnlichen von der sinnlichen Welt, sondern weil ihn die Kritik unsers Erkenntnissvermögens dazu zwang; es ist eine subjektiv nothwendige Annahme besitzt also die höchste — für den endlichen Geist erreichbare — Gewissheit. Wenn daher Garve durch Analogie-Schlüsse (mit Zuhülfenahme der äusseren und inneren Erfahrung) den Uebergang von der einen zur anderen Welt bewerkstelligt[1]), so macht er sich die Sache ziemlich leicht und wälzt auf sich selber den gegen Kant geschleuderten Vorwurf einer „unbewiesenen Voraussetzung".

Eine weitere Folge von Kants Subjektivismus ist sein Apriorismus; und auch dieser erfährt von Garve die schärfsten Angriffe. Indem letzterer zunächst die thatsächliche Sonderstellung des Raum- und Zeitbegriffs unter den menschlichen Begriffen anerkennt, tadelt er doch, dass sie zu „Anschauungen a priori" gemacht, das sie umgebende Dunkel aber dadurch nicht gelichtet worden sei. „Ist es begreiflicher", fragt er[2]), „wie eine subjektive Form unsers Denkens sich als ein Objekt ausser uns präsentirt, denn so scheint doch der Imagination der Raum, selbst der leere Raum, zu sein? Zeigt das Wort: Gesetz, subjektivische Form, Bedingung der Anschauung, wenn es nicht von einer Modifikation unserer Vorstellungen, sondern von einer besondern Art derselben gebraucht wird, etwas mehr an, als dass diese Vorstellung sich in uns findet, ohne dass wir ihren Ursprung aus den Empfindungen, sowie bei den übrigen, zu entdecken wissen? Ist es also nicht im Grunde ein Geständniss unserer Unwissenheit, die Einsicht der Unmöglichkeit die Schwierigkeiten zu heben, ein Geständniss, das dem Philosophen Ehre macht, eine Einsicht, die ein wahrer Gewinn für ihn ist, aber die unmöglich der Grund zu so viel Folgerungen werden kann?" Auf die erste dieser Fragen lässt sich erwidern, dass die Imagination oft trügt und daher nicht im Stande ist, eine sonst begründete Ansicht umzustossen; der zweite Einwand erledigt sich dadurch, dass Kant, da er Raum und Zeit als subjektive (wenn auch nicht als bloss

[1]) Ebd., S. 186—189.
[2]) „Recension", S. 858.

subjektive[1]) Bestimmungen der Dinge thatsächlich erwiesen hat und beide eine (auch von Garve anerkannte) Sonderstellung einnehmen, berechtigt, ja sogar genöthigt war dieselben von den gewöhnlichen Begriffen zu unterscheiden und für „nicht-sinnliche", d. h. aller Erfahrung vorhergehende und mithin apriorische, Anschauungsformen zu halten. Allerdings ist es schwer, sich von dieser „Anschauung a priori" eine klare Vorstellung zu machen, insofern man, wie Garve mit Recht bemerkt[2]), doch nur das Gegenwärtige anschaut, eine „Vorstellung a priori" aber auf einen künftig erst wahrzunehmenden Gegenstand geht — was eine contradictio in adjecto zu sein scheint. Wenn jedoch Garve aus dieser partiellen Unbegreiflichkeit auf die Unmöglichkeit apriorischer Anschauungsformen schliesst; wenn er ferner die (nach Kant) aus denselben resultirenden und aus ihnen ihre eigene Gewissheit schöpfenden mathematischen Sätze nur durch die sinnliche Anschauung für wahr erkennt[3]); wenn er in seinen handschriftlichen Bemerkungen über Feders gegen Kant gerichtete Schrift (vgl. Nachlass) die Behauptung aufstellt, dass „die Anschauungen, welche in der Geometrie vorkommen, wirklich sinnliche Anschauungen und von anderen Erfahrungsbeispielen durch nichts als durch ihre Simplicität und dadurch, dass sie weniger ἀλλότρια enthalten, unterschieden" sind: so verfällt er wieder in seinen empirischen Dogmatismus und verwechselt die mathematischen Folgesätze mit den Grundsätzen, welche letztere die Vorstellung des Raumes zur Voraussetzung haben und daher ebensowenig, wie dieser, aus der Erfahrung allein erklärt werden können.

Aus denselben Gründen, aus denen Garve die Apriorität von Kants Anschauungsformen bekämpft, bekämpft er auch die

[1]) Vgl. Trendelenburg „über eine Lücke in Kants Beweis von der ausschliessenden Subjektivität des Raumes u. der Zeit" (in den „hist. Beitr. zur Philos." III, 1867, S. 215—276). Die hier ausgesprochene Ansicht wurde bekämpft von Kuno Fischer („Anti-Trendelenburg", 2. Aufl., 1870, S. 48 ff.); ihm schloss sich H. Cohen an („Kants Theorie der Erfahrung", S. 48 f. u. 70 ff.). Eine kritische Entscheidung des Streites zu Gunsten Trendelenburgs gab Ed. v. Hartmann („Kritische Grundlegung des transscendentalen Realismus", 1875, S. 121), dem sich Volkelt mit Recht anschliesst („Kants Erkenntnisstheorie", S. 59 f., 45 ff., 66 ff.).

[2]) „Uebersicht.", S. 206.

[3]) „Ethik d. Aristoteles, übers. u. erläut. von Chr. Garve", Bd. I. 486; „Eigene Betrachtungen üb. d. allgemeinsten Grundsätze d. Sittenlehre", S. 49 f.; „Versuche", V. 16.

Apriorität von dessen Kategorien. Nach seiner Meinung kommt unsere Erkenntniss auf sehr einfache Weise zu Stande: „Zuerst empfängt die Seele eine Menge Eindrücke, das Gedächtniss erhält sie, die Einbildungskraft setzt sie zusammen, der Verstand sammelt das Aehnliche in denselben und verwandelt die Eindrücke in Ideen, die Vernunft endlich bringt diese Ideen in Verbindung und erbaut sich daraus das System ihrer Grundsätze und ihrer Regeln; die Empfindungen sind also der Stoff, welchen die übrigen Fähigkeiten bearbeiten."[1]) Demgemäss hält Garve auch die von Kant sogenannten Kategorien nicht für nothwendige, in dem Wesen des menschlichen Geistes begründete und allgemeine Bedingungen alles Denkens und Erkennens, sondern für blosse Abstraktionen aus der Erfahrung, für das geläuterte Resultat der sinnlichen Empfindungen. Im Speciellen behauptet er dies von der Kategorie der Causalität. „Dass die Zuhülfenehmung des Begriffs der Causalität Erfahrung erst möglich mache, ist, in jeder Bedeutung, die man dem dunklen Satze geben kann, falsch; jede einzelne Empfindung ist für sich eine Erfahrung."[2]) Ob eine solche „Erfahrung", die ausschliesslich das Produkt der uns afficirenden Dinge ist, Gewissheit besitzt, dürfte wohl mehr als fraglich sein; was über allen Zweifel erhaben und unmittelbar einleuchtend sein soll (scil. innerhalb der Schranken der Subjektivität), muss auf einer Einsicht a priori beruhen — mag man nun (mit Kant) sämmtliche Kategorien, oder (mit Schopenhauer[3])) nur den Satz vom Grunde in seinen verschiedenen Gestaltungen, oder was sonst immer (wofern nur seine nicht-empirische Herkunft feststeht) als a priori gewiss annehmen.

Da die Kantischen „Kategorien" die Eigenschaft der Apriorität mit den „sinnlichen Anschauungsformen" theilen, so ist es natürlich, dass bei ihm die aus ersteren fliessenden metaphysischen Sätze auch eine ähnliche Gewissheit besitzen, wie die aus letzteren fliessenden mathematischen Garve bestreitet dies. Gestützt auf die Thatsache, dass die Erfahrung in der Mathematik eine grössere Rolle spielt, als in der Metaphysik, sowie auf die vermeintliche Thatsache, dass dieselbe der Gradmesser für die Gewissheit

[1]) „Sammlung einiger Abhandlungen" (Lpzg. 1802), Th. I. 5.

[2]) Garve in seinen, schon wiederholt citirten, Notizen über „Feder gegen Kant" (Nachlass).

[3]) „Welt als W. u. Vorst." (4. Aufl.), Bd. I. Anhang, S. 560.

unserer Kenntnisse sei, behauptet er[1]), dass es ausser den mathematischen Grundsätzen und dem (metaphysischen) Satze des Widerspruchs nebst seinen, gleich ihm „inhaltsleeren", unmittelbaren Folgerungen (Satz vom „ausgeschlossenen Dritten" u. s. w.) keine absolut nothwendigen Sätze gebe. Hiergegen ist zunächst einzuwenden, dass (wie auch Kants Meinung ist) selbst die mathematischen Sätze keineswegs eine unbedingte Geltung haben, sondern von unserer Raum- und Zeitanschauung durchaus abhängig sind; nur unter dieser Voraussetzung sind sie apodiktisch, während sie an sich einen assertorischen Charakter tragen.[2]) So sind die scheinbar feststehendsten Bestimmungen, wie die „Dreidimensionalität" des Raumes, nur vom subjektiven Standpunkte aus apodiktisch. Andrerseits sind wieder die aus Raum, Zeit und Kategorien abgeleiteten mathematischen, resp. metaphysischen Grundsätze die nothwendige Voraussetzung, unter der die aus ihnen durch anschauende Analyse gewonnenen oder durch logische Operationen erschlossenen Folgesätze eine absolute Gültigkeit haben. Hieraus ergiebt sich zugleich, dass die mathematischen Sätze eine von den metaphysischen im Grunde nicht verschiedene Gewissheit besitzen.

Trotz der Sonderstellung, welche auch Garve dem Raume und der Zeit unter den menschlichen Begriffen zugesteht[3]), rügt er doch Kants scharfe Trennung der beiden Vermögen: Sinnlichkeit und Verstand; er schliesst sich damit seinem Zeitgenossen Ernst Platner, dem skeptischen Leibnizianer an, welcher in seinen „Philosophischen Aphorismen" denselben Einwurf machte[4]). „Ist denn wirklich", so fragt Garve[5]), „der Abstand zwischen den Begriffen von Raum und Zeit und allen anderen Begriffen des reinen Verstandes so gross, als der Verfasser ihn annimmt?" Er glaubt diese Frage dahin beantworten zu müssen, dass die mit ersteren zusammenhängenden Begriffe der reinen Mathematik von den Verstandesbegriffen der reinen Philosophie im Grunde nicht so verschieden seien und dass ihr Unterschied hauptsächlich nur darauf beruhe, dass man

---

[1]) „Uebersicht" S. 201 f. und 207.

[2]) Vgl. Kuno Fischer „Kritik d. kantischen Philosophie", S. 9; Herm. Cohen „Kants Theorie der Erfahrung", S. 90 ff.

[3]) S. oben, Seite 60.

[4]) Vgl. Max Heinze „Ernst Platner als Gegner Kants" (Leipzig 1880), S. 15.

[5]) „Recension", S. 858.

dort, sobald man die sinnliche Anschauung (z. B. eines gemalten Triangels) zur Deutlichkeit eines Begriffes erheben will, weniger von für diesen Zweck gleichgültigen und daher störenden (empirischen) Nebenumständen und Nebenbestimmungen zu abstrahiren braucht, als bei irgend einem philosophischen Faktum, wo die fremden Zusätze viel zahlreicher sind und die oft sehr frappirenden besonderen Umstände des einzelnen Falls die Abstraktion erschweren.) Garve kommt hier mit seinem obigen Zugeständnisse in Widerspruch, obgleich die eben angeführte Ansicht ganz gut zu seinen übrigen Anschauungen passt, wonach das „Mehr" oder „Weniger" der Erfahrung keinen Wesensunterschied der in ihr sich bethätigenden Fähigkeiten begründen kann. Um wie viel tiefer hat in diesem Punkte Schopenhauer geurtheilt, welcher Kants Trennung von Anschauung und Begriff, von Sensation und Reflexion noch nicht scharf genug fand und in der theilweisen Vermischung beider Sphären das Grund-Uebel seiner Erkenntnisstheorie erblickte![2])

Ebensowenig, wie den Unterschied von Sinnlichkeit und Verstand, kann Garve denjenigen von Verstand und Vernunft einsehen. Wenn auch Kant die mannigfaltigsten Definitionen von letzterer giebt, so lässt sich doch ermitteln, auf welche von ihnen er den grössten Nachdruck legt und welche am meisten charakteristisch ist. Freilich, wenn Garve in Kants „Vernunft" vornehmlich das Vermögen, Schlüsse zu machen, sieht und ihr innerstes Wesen durch die (wie er sagt, doppelte, thatsächlich aber nur einfache) Funktion der Erweiterung der Verstandeserkenntnisse (durch fortgesetzte Schlüsse) und der Vollendung des Systems unserer Kenntnisse (durch Suchen des Unbedingten) erschöpft glaubt: dann kann er den qualitativen Unterschied zwischen Verstand und Vernunft allerdings nicht begreifen, dann muss er, da nach Kant auch schon der erstere Zusammenhang in die Erfahrung bringt (und zwar durch unmittelbare Consequenzen), selbst die längste Reihe von Schlüssen für eine blosse „öftere Wiederholung einer und derselben Operation" halten[3]). Aus ähnlichen Gründen erklärt Schopenhauer die beiden Kantischen „Vermögen" für

[1]) Ebd., S. 860; vgl. auch die, oben S. 61 citirte, Stelle aus Garve's Nachlasse.
[2]) „Welt als W. u. Vorst." (4. Aufl.), Bd. I. Anhang, S. 517 ff.
[3]) „Übersicht", S. 105 und 196 f. (nebst Note).

identisch[1]). Doch besteht das eigentliche Wesen der Vernunft nach der kritischen Philosophie in ihren Ideen, deren Schöpferin sie selber ist und deren sie sich in der Verfolgung ihres Bestrebens, für die verschiedenen Ketten empirischer Bedingungen oberste Glieder und somit höchste Einheiten zu finden, bewusst wird; da sie jedoch, der ihr durch die Subjektivität gesetzten Schranken eingedenk, diese „Ideen" oder „Principien" nur zu regulativem, nicht zu constitutivem, Zwecke gebraucht, so ist sie recht eigentlich das Vermögen der Einheit der Verstandesregeln unter Principien."[2]) Dieser Umstand, dass, wie der Sinnlichkeit die Anschauungsformen des Raumes und der Zeit, wie dem Verstande die Kategorien, so der Vernunft die Ideen eigenthümlich sind, berechtigt den Philosophen zur Erhebung von letzterer zu einer besonderen Erkenntnisskraft.

Die negativen Resultate von Kants „Vernunftkritik" bilden einen Haupt-Angriffspunkt für Garve. Wenn er auch meint, dass „die Gründe, mit denen er vernichtet, noch leichter einzusehen sind, als die, mit welchen er aufbaut"[3]): so tadelt er doch, dass diese „aufbauende" Thätigkeit durch die „destruktive" so sehr in den Hintergrund gedrängt sei. Hierauf bezieht sich sein vertrauliches Geständniss an Weisse[4]): „ich bewundere viel in diesem so fein und mühsam verketteten Systeme, ich vergnüge mich zuweilen sogar daran; aber (nur ganz unter uns gesagt) ich lerne wenig daraus"; und einige Zeilen später bekennt er, dass er in dem ganzen Buche eigentlich nur vier positive Ideen entdeckt habe: „Stoff, Form, Mannigfaltiges und Einheit." Kants Angriffe auf die spekulative Theologie konnten ihn sogar (wenn auch nur selten) zu heftigen Äusserungen hinreissen, welche mit seinem sonstigen massvollen Urtheile arg contrastiren; so schliesst er seinen „Auszug aus Kants Kritik der reinen Vernunft"[5]), nachdem er kurz vorher die Kritik der theoretischen Gottesbeweise besprochen hat, mit den Worten: „wer sieht nicht in allem diesem das Sophistische; und wie unglücklich wäre der Mensch und wie unnütz die Philosophie, wenn dies wahre Philosophie wäre!" Diese ganze Polemik Garve's ist eine Folge davon, dass er die

[1]) „Welt als W. u. Vorst.", I. 512 u. 570.
[2]) Kants S. W. (ed. Rosenkranz u. Schubert), II. 245.
[3]) „Briefwechsel zwischen Garve u. Zollikofer", S. 389.
[4]) „Briefe von Garve an Weisse", I. 396.
[5]) Vgl. oben, S. 16.

tiefere Bedeutung des Kriticismus verkennt, welcher die Grundlagen unserer Erkenntniss rücksichtslos prüft und die alten (bisher geglaubten), sobald er sie morsch findet, beseitigt, um neuen (sichereren) Platz zu machen. Und als wie lebensvoll und zeugungskräftig haben sich diese „negativen" Resultate der Vernunftkritik bis auf den heutigen Tag erwiesen!

Zweites Kapitel.

Garve und Kants ethische, rechtsphilosophische und religionsphilosophische Schriften.

A. Ethische Schriften.

1. Kritik der praktischen Vernunft.

Um Garve's Stellung zu dieser Schrift recht zu würdigen, ist es nöthig, sich zuvor die seine Moral von der Kantischen unterscheidenden Haupt-Merkmale — nachdem in der „Einleitung" der vorliegenden Arbeit bereits von den historischen Bedingungen der ersteren die Rede gewesen — kurz zu vergegenwärtigen.

Garve zeigt (im Gegensatze zu Kant) in seinen moralischen Untersuchungen weniger den Sittenlehrer, als den Psychologen. „Was die Menschen thun sollen, diese Frage kann oft nur derjenige gründlich beantworten, welcher zuvor beobachtet hat, was sie zu thun pflegen und warum sie das zu thun pflegen" — sagt er in seinen „Anmerkungen zu Cicero's Büchern von den Pflichten"[1]; nur geschieht es in der Ausführung dieses Satzes, dass er die Vorfrage zur Hauptfrage macht. Ferner treibt ihn eine vortheilhafte Meinung von der menschlichen Natur zum Optimismus in der Moral; da er dieselbe auf die einmal vorhandenen Empfindungen und Triebe des Menschen gründet, so begnügt er sich damit, die Übereinstimmung des sogenannten „Guten" mit jenen Natur-Anlagen zu zeigen oder, mit andern Worten, den Menschen zum Guten zu überreden: während Kant, darin mehr Pessimist, in den menschlichen Trieben und Neigungen nichts als Feinde des „Guten" erblickt und dem Menschen also Kampf gegen dieselben und folglich eine Art von Selbstzwang gebietet. Man wird an Leibniz' Lehre von der „besten Welt" erinnert, wenn Garve in seinen „Bruchstücken einzelner Gedanken über verschiedene Gegenstände"[2] sagt: „was scheint mehr das eigene Werk des Menschen zu sein, als sein

[1] Anmerkungen zum III. Buch (4. Aufl.), S. 56.

[2] „Schles. Prov.-Bl.", September 1797, S. 242.

moralischer Charakter? und doch besteht sein Verdienst oder seine Schuld nur in der Ausbildung oder Vernachlässigung des Samens, welchen die Natur in seinem Geiste zum Guten ausgestreut hat.“ Auch an die Platonische Moral, die das Wesen der Tugend in die „Harmonie der Seelenkräfte“ setzt und deren Verwandtschaft mit der seinigen Garve ausdrücklich anerkennt [1]), wird man in diesem Punkte erinnert; bezeichnend hierfür ist eine mündliche Äusserung von ihm, welche Dittmar [2]) mittheilt und die folgendermassen lautet: „Die Tugend ist die menschliche Natur selbst in ihrer Vollkommenheit und Integrität, wenn sie sich in ihren freien Handlungen zeiget.“ Im Gegensatz dazu spricht Kant von einem radikalen Bösen in der menschlichen Natur [3]) und nähert sich somit dem christlichen Dogma von der Erbsünde; die Ähnlichkeiten zwischen seinem Moralprincipe nebst einigen Consequenzen desselben und dem Sitten-Codex des Christenthums werden im Übrigen von Garve selbst hervorgehoben [4]). Dass dieser vor dem Rigorismus beider Ansichten ein geheimes Schaudern empfand, ist erklärlich; in seinem gutgemeinten Eifer, das Streben nach Tugend unter den Menschen allgemeiner zu machen, und der daraus entspringenden Besorgniss, dieselbe möchte, in ihrer Strenge vorgestellt, mehr zurückschrecken, als Liebe erwecken, befreundete er sich mehr mit der Anschauung derjenigen Philosophen, welche die Tugend von einer schönen und liebenswürdigen Gestalt, als derjenigen, welche sie in ihrer Reinheit und achtunggebietenden Würde darstellten. Doch wie wenig reicht er mit seiner schonenden Milde an die tief-ernste Auffassung der Moral heran, wie sie der Kantischen Ethik zu Grunde liegt! Zwar erklärt er in seinem Briefe an Biester vom 11. Okt. 1793 [5]), dass Kants moralische Tendenz mit seinen eigenen Gesinnungen vollkommen übereinstimme: doch hat diese Versicherung geringen Werth, da er die jene „Tendenz“ unterstützenden energischen Mittel scheut und zudem in der Beförderung der Tugend nicht den letzten Endzweck des Menschen, sondern nur das Vehikel

---

[1]) „Übersicht“, S. 51.

[2]) In seinem Buche: „Erinnerungen aus meinem Umgange mit Garve“, Berlin 1801, S. 139.

[3]) Vgl. Kants „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft“, 1. Stück.

[4]) „Übersicht“, S. 129 f., 238 u. sonst.

[5]) Dieser Brief, welchen Biester seinem Schreiben an Kant vom 4. März 1794 beilegte, ist abgedruckt in: „Dörptische Beyträge“, Jahrg. 1816. 1. Hälfte. S. 90—91.

zur Beförderung seiner Glückseligkeit sieht. Dabei ist er von der tieferen, namentlich durch Aristoteles begründeten, Fassung des Eudämonismus, wonach die wahre Glückseligkeit aus der nach Intensität und Dauer vollkommensten Thätigkeit der dem Menschen eigenthümlichen Kräfte entspringt und somit in der naturgemässen Vollendung des menschlichen Lebens besteht, weit entfernt; das Wohl des Einzelnen und der Gesammtheit ist ihm das allein Ausschlaggebende. Getreu seiner empirischen Methode[1]), basirt er die Moral vornehmlich auf die allgemeinen Erfahrungen des Lebens[2]) und bezweifelt, dass es in derselben überhaupt absolut erste Principien gebe[3]); in seinen Erläuterungen zu Payley's „Grundsätzen der Moral und Politik"[4]) sagt er ohne Umschweife: „alle Regeln in der Moral sind ursprünglich aus Beispielen hergeleitet." Kant hat gegen diese seichte Art der empirischen Begründung der Ethik die wuchtigsten Keulenschläge geführt; in zusammengedrängter Form findet sich seine treffende Polemik besonders in der Vorrede zu seiner „Tugendlehre."

Trotz dieses principiellen Unterschiedes zwischen Garve's und Kants Moral ist es doch ersterem gelungen, eine im Ganzen richtige Darstellung von der letzteren zu liefern und auch einige Schwächen derselben mit scharfer Sonde blosszulegen. Hauptquelle hierfür ist wiederum seine „Übersicht", in welcher die Beurtheilung des Kantischen Moralsystems den wichtigsten Bestandtheil ausmacht. Es dürfte sich auch hier eine (dem vorigen Kapitel entsprechende) Gliederung des Stoffes in: 1) Darstellung und 2) Kritik, sowie eine Zerlegung der letzteren in: a) anerkannte Vorzüge, b) gerügte Mängel (α) berechtigte und β) unberechtigte Einwürfe) empfehlen.

1) Die Darstellung.

Nachdem Garve den Gegenstand der „Kr. d. prakt. Vern." in die Frage zusammengefasst hat: „wie kommt der Mensch zur Erkenntniss des Unsichtbaren, — der sittlichen Freiheit, Gottes, des Moralgesetzes und der Unsterblichkeit?"[5]) (wobei allerdings das Wort „Erkenntniss" nicht sehr korrekt gewählt ist): giebt er zunächst in zweckmässiger Weise eine „Sammlung der verschie-

[1]) Vgl. oben, S. 8.
[2]) „Eigene Betrachtungen üb. d. allgemeinsten Grunds. d. Sittenlehre" S. 174.
[3]) Ebd., S. 48.
[4]) Bd. II. 565.
[5]) „Übersicht", S. 185; vgl. auch oben, S. 47, Note 3.

denen Gesichtspunkte, aus welchen das Kantische Moralsystem anzusehen ist“[1]). Er findet solcher Gesichtspunkte acht, weiss sie mit grosser Kunst aus dem Ganzen gleichsam herauszuschälen und hält sich dabei von Einseitigkeiten fern. Wie in diesem Abschnitte, so liefert er auch in dem folgenden[2]), worin er eine kurze (zusammenhängende) Übersicht der Kantischen Moral giebt, das Muster einer klaren, verständigen und lichtvollen Darstellung, in der er sich namentlich durch scharfsinnige Zergliederung der einzelnen Begriffe auszeichnet.

Weniger richtig, als in der „Übersicht“, ist die Darstellung der Kantischen Moral in Garve's übrigen Werken; besonders gilt dies von der bekannten Anmerkung zu seinem Aufsatze „über die Geduld“, welche seine Glückseligkeitslehre in nuce enthält und auf das kritische System mehrfach Bezug nimmt.[3]) Er verkennt in dieser Anmerkung vollständig die Rolle, welche in diesem System der Begriff der Glückseligkeit spielt. Während Kant in der Vereinigung der letzteren mit der Moralität das höchste Gut des Menschen und den Endzweck des Schöpfers sieht und von der „durch die Achtung vor dem moralischen Gesetze nothwendigen Absicht aufs höchste Gut“ spricht[4]), schiebt ihm Garve die Behauptung unter, „dass die Beobachtung des moralischen Gesetzes, ganz ohne Rücksicht auf Glückseligkeit, der einzige Endzweck für den Menschen sei, dass sie als der einzige Endzweck des Schöpfers angesehen werden müsse.“[5]) Während Kant aus dem unmittelbar gewissen und darum unbezweifelbaren Sittengesetze die beiden Postulate der reinen praktischen Vernunft ableitet, lässt ihn Garve (gerade umgekehrt) sagen, „dass der Tugendhafte den Gesichtspunkt der eigenen Glückseligkeit nie aus den Augen verlieren könne noch dürfe, — weil er sonst den Übergang in die unsichtbare Welt, den zur Überzeugung vom Dasein Gottes und von der Unsterblichkeit, gänzlich verlöre, die doch durchaus nothwendig sei, dem moralischen Systeme Halt und Festigkeit zu geben“[6]); auch in seiner Abhandlung „über das Dasein Gottes“ behauptet er, dass nach Kant „ein

---

[1]) „Übersicht“, S. 221—294.
[2]) Ebd., S. 294—314.
[3]) „Versuche“, I. 111—116.
[4]) Kants S. W. (ed. Rosenkranz), Bd. VIII, S. 275.
[5]) „Versuche“, I. 111.
[6]) Ebenda.

moralischer Regierer der Welt nöthig sei, wenn unsere Moralität stattfinden soll.“ [1]) Diese falsche Auffassung eines wichtigen (wenn auch nicht unanfechtbaren) Bestandtheiles seiner Ethik hat Kant selbst in dem ersten Abschnitte seiner, zuerst in der „Berlinischen Monatsschrift“, im September-Hefte 1793 [2]) erschienenen, Abhandlung: „über den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis“ bis zur Hebung des leisesten Zweifels richtiggestellt. Es ist daher auffallend, wenn man in den „Literarischen Beilagen zu den Schlesischen Provinzialblättern“ [3]) die Garve'sche „Anmerkung“ (trotz Kants Rektifikation derselben) einen „schätzbaren Beitrag zur Berichtigung der Missverständnisse zwischen unsern neueren Stoikern und Epikureern“ genannt findet; alswenn nicht jene „Anmerkung“ selbst an Missverständnissen so reich wäre! Von weit grösserem Werthe ist es wenn die „Allgem. Liter.-Zeitung“ [4]) nach einer, in Kants Sinne gehaltenen, Besprechung derselben den Wunsch äussert, dass Garve, dessen massvolle Haltung in seiner Polemik gegen Kant und dessen „Gabe der lichtvollsten Darstellung, wenn es auf Zergliederung empirischer Begriffe ankömmt“ sie anerkennt, die „Kritik der praktischen Vernunft“ einer neuen Untersuchung würdigen möge. Diesen Wunsch hat Garve in seiner „Übersicht“ erfüllt; und hier giebt er auch eine im Ganzen richtige Analyse des Kantischen Glückseligkeitsbegriffes [5]), obschon er irrthümlicher Weise denselben als die Folge eines vollbewussten Paktirens mit der Gegen-Partei betrachtet [6]; ein solches Einlenken lag dem Charakter des grossen Philosophen fern. In dieser Schrift

---

[1]) „Versuche“, V. 5.

[2]) Nach Empfang dieses Heftes schrieb Garve über den Inhalt desselben in seinem (oben erwähnten) Briefe an Biester, wie folgt: „Ich werde mich immer freuen, wenn ich durch einen Aufsatz von mir einem Manne wie Kant die Veranlassung gegeben habe, seine Gedanken über einen wichtigen Gegenstand vollständiger zu entwickeln. Und so sehr ich immer meine Freiheit des Denkens auch gegen den grössten Mann, wenigstens innerlich, werde aufrecht zu erhalten suchen: mit eben so vieler Achtsamkeit und Vergnügen werde ich auch immer die Gegengründe gegen meine Meinung oder gegen meine Vorstellungsart anhören: am meisten von einem Manne, der auch in seinen Nebenideen so lehrreich ist, wie Kant.“

[3]) Jahrg. 1793, 4. Stück, S. 116.

[4]) Jahrg. 1797, 1. Bd., Nr. 21, S. 164.

[5]) „Uebersicht“, S. 271, 274 u. 281.

[6]) Ebd., S. 275 ff.

hat sich übrigens das ursprüngliche Missverständniss zu einem wohlbegründeten Einwande Garve's abgeklärt.[1])

2) Die Kritik.

a) Anerkannte Vorzüge.

„Nihil eorum, quae generosum unius virtutis amorem spirant in hac philosophandi secta, suis laudibus fraudasti, nedum ut presseris atque dissimulaveris" — so schrieb G. L. Spalding, der Sohn des Berliner Theologen, am 24. Nov. 1798 an Garve, welcher ihm seine „Übersicht" zugeschickt hatte.[2]) Man wird diesem Urtheile, wenn auch das „nihil" manche Einschränkung zu erfahren hat, doch darin beistimmen müssen, dass Garve, was er in der Moral seines, wie er selbst sagt[3]), „in diesem Fache wirklich ausgezeichnet grossen Landsmannes" Lobenswerthes fand, auch mit voller Anerkennung ausgesprochen hat.

Zunächst rühmt er die Neuheit, Wahrheit und praktische Brauchbarkeit einiger der Kantischen Ethik eigenthümlichen Begriffe und Sätze.[4]) Darunter rechnet er ausser der Freiheitsidee[5]) den Satz: dass jeder Mensch sein eigener Gesetzgeber sein müsse[6]); in der That widerspricht die blinde Unterwürfigkeit unter eine fremde Autorität, und sei es auch die eines Gottes, dem Wesen echter Sittlichkeit. Zu jenen Begriffen zählt Garve auch den von der moralischen Würde, welche aus dem Bewusstsein von der Autonomie des Willens entspringt; auf die darauf sich gründenden Sätze, dass jeder Mensch Selbstzweck ist und dass man daher seine Mitmenschen nicht als blosses Mittel zur Erreichung eigener Zwecke benutzen darf (wie dies z. B. in der Institution der Sklaverei geschieht), legt er mit Recht wegen ihrer Wichtigkeit für das praktische Leben besonderen Nachdruck[7]).

In der Vereinigung niederdrückender Strenge und adelnder Hoheit, wie sie die Lehre vom kategorischen Imperativ enthält, sieht Garve etwas Rührendes und Herzerhebendes, welches

---

[1]) Vgl. unten, S. 74 f.

[2]) Das Original dieses lateinischen Briefes befindet sich auf der Breslauer Stadt-Bibliothek.

[3]) „Uebersicht", S. 31.

[4]) Ebd., S. 324.

[5]) Vgl. oben, S. 50.

[6]) „Uebersicht", S. 325.

[7]) Ebd., S. 247—254, 327, 329.

um so erfrischender wirke, als es in einem der abstraktesten Theile des Moralsystems sich finde.[1]) Wer denkt hierbei nicht an die hinreissend schöne Stelle, wo Kant den grossen Namen der Pflicht apostrophirt![2]) Wer möchte leugnen, dass in dem Gedanken an die bei Erfüllung derselben zu überwindenden Schwierigkeiten etwas Anziehendes liegt, sowie in der Vorstellung, dass uns letztere nicht von aussen her aufgenöthigt, sondern von unserer eigenen Vernunft aufgegeben werden, welcher wir aus Selbstachtung gehorchen müssen, ohne Belohnungen zu hoffen oder Strafen zu fürchten!

Schliesslich hält es Garve für einen Haupt-Vorzug des Kantischen Moralsystems, dass es in seiner Totalität weit mehr Wahrheit enthalte, als dies seine „durch ein allzukünstliches Gewebe von Subtilitäten versteckte" Darstellung vermuthen lasse; ja, er sieht sogar in den Abweichungen desselben von der „gemeinen" Moral nur mehr oder weniger irrelevante Verdunkelungen der Ansprüche des Herzens durch die Ansprüche der Spekulation, aus deren verschlungenen Fäden jedoch die Fühlbarkeit des ersteren bei Kant oft genug hervorleuchte.[3]) „Ich glaube", sagt er[4]), „dass sich bei vollständiger Entwickelung unserer Vorstellungen in ihrem Wesentlichen eine weit geringere Verschiedenheit, als in ihrer Bezeichnung, finden würde." Um dies nachzuweisen, nimmt er sich die Mühe, den „populären" Gehalt aus Kants Ethik herauszudestilliren[5]); doch erzielt er damit weiter nichts, als dass er die letztere so sehr verdünnt, dass sie nicht nur mit seinem eigenen, sondern mit den meisten Moralsystemen übereinzustimmen scheint.

b) Einwürfe.

α) Berechtigte.

Hierzu gehören vor allem die von Garve gegen die formale Allgemeinheit des Kantischen Moralpricipes ausgesprochenen Bedenken. „Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne!" so lautet die bekannte Formel des kategorischen Imperativs;

[1]) Ebd., S. 341 ff.
[2]) Kants S. W. (ed. Rosenkranz u. Schubert), Bd. VIII. 214.
[3]) „Uebersicht", S. 321 f. und 345 ff.
[4]) „Versuche", Bd. I. 112 f.
[5]) „Uebersicht", S. 347 ff.

Garve tadelt, dass es demselben an Stoff fehle, woraus die Vernunft ihre Gesetze bilden kann.[1]) In der That verwechselt Kant die Werthordnung der Zwecke und die aus einer nothwendigen Beziehung der Lust auf die Thätigkeit (nur nicht als moralischer Triebfeder, sondern als Vermittlerin des empirischen, zum Setzen von Zwecken erforderlichen, Stoffes) sich ergebende Stufenfolge der ethischen Funktionen mit der logischen Form möglicher Allgemeinheit; die speciellen Anwendungsregeln des Sittengesetzes resultiren in Wirklichkeit aus den realen (im Handeln des Menschen zu verwirklichenden) Zwecken.[2]) In diesem Sinne hat Garve Recht, wenn er meint, dass die leere Form des Sittengesetzes durch die Erfahrung ausgefüllt werden müsse[3]); doch begründet er diesen Satz in seiner eigenen, ziemlich seichten, Weise — ohne Rücksicht auf die qualitativen Unterschiede der einzelnen Vernunftvermögen[4]). In Kants Kriterium der allgemeinen Brauchbarkeit sieht er übrigens eine Aehnlichkeit mit dem Smith'schen Moralprincipe, welches in der „Sympathie" besteht und den ruhigen (uninteressirten) Zuschauer zum sittlichen Richter der Handlungen, deren Zeuge er ist, macht[5]); wenn Garve auch die Sache „freilich sehr verschieden" nennt, so urtheilt er doch am Schluss[6]), dass wegen der in beiden Fällen stattfindenden Erweiterung des moralischen Gesichtskreises „der sympathisirende Zuschauer Smiths in der That der Gesetzgeber Kants" sei. Die Parallele trifft in sofern nicht zu, als das, was den Gradmesser der Sittlichkeit bilden soll, bei dem schottischen Philosophen ausser uns, bei Kant dagegen in uns selber liegt; in letzterem Systeme aber ist die „Allgemeinheit" des Moralprincipes (welche allerdings an das Smith'sche erinnert), verglichen mit seiner „Immanenz" und „Vernünftigkeit", nur eine sekundäre Eigenschaft desselben. Dies vergisst auch Garve, wenn er meint, dass die Rücksicht auf die Brauchbarkeit einer Maxime zu einer allgemeinen Gesetzgebung

---

[1]) Ebd., S. 379 ff., auch S. 25 u. sonst.

[2]) Vgl. Lotze „Mikrokosmus", II. 304; Zeller „über d. Kantische Moralprincip u. d. Gegensatz formaler u. materialer Moralprincipien", in: „Abhndlgn. d. Berliner Akademie", philos.-hist. Kl. 1879, Abth. V, S. 9 ff.

[3]) „Eigene Betrachtungen", S. 4.

[4]) Ebd., S. 23 ff.

[5]) „Uebersicht", S. 164 ff.

[6]) Ebd., S. 166.

die Überlegung bei unseren Handlungen sehr erschwere; die Erkenntniss dessen, was bei jeder einzelnen derselben für die Gesammtheit gut sei, sei noch schwieriger, als die Beurtheilung dessen, was für das handelnde Individuum aus sittlichen Gründen zu empfehlen sei[1]). „Man wird eher damit fertig", sagt er[2]), „einzusehen, dass eine Handlung nützlich oder unserer Menschenwürde gemäss, als dass sie tähig ist, zu dem Muster und Ideal eines allgemeinen Gesetzes gemacht zu werden." Bei Kant fällt jedoch die Frage nach dem, was Andere in gleichen Fällen thun würden mit der Frage nach der Vernünftigkeit unserer Thaten zusammen, bedingt also keine Erhöhung der zu überwindenden Schwierigkeiten; aus dieser „Vernünftigkeit" folgt bei ihm unmittelbar (da alle Menschen Vernunftwesen sind) die „Allgemeinheit" — zwei Merkmale, von denen das eine ebenso inhaltsleer ist, als das andere. Ist somit der „kategorische Imperativ" als Quelle für sittliche Einzelvorschriften Garve mit Recht wenig einleuchtend, so hält er ihn doch für sehr nützlich, um andere moralische Gründe zu beleben und zu unterstützen[3]). „Es giebt kein vortrefflicheres Mittel", sagt er[4]), „den Menschen, welcher, durch Eigennutz verführt, Unrecht thut und recht zu handeln glaubt, aus seinem Irrthume zu bringen, als wenn man bei ihm den Gedanken lebhaft macht: was würde aus der ganzen Welt und was würde aus dir werden, wenn jedermann so handelte, wie du in diesem Augenblicke handeln willst?"

Einen Widerspruch mit den vorausgesetzten Principien erkennt Garve in Kants Lehre von der Würdigkeit des Tugendhaften zur Glückseligkeit[5]); dieselbe passe, streng genommen, in das kritische Moralsystem nicht hinein, da sie sich mittelbar auf die Sinnlichkeit beziehe und letztere in diesem Systeme von der Sittlichkeit auszuschliessen sei. Zwar sei (nach Kant) dem Tugendhaften alle Rücksicht auf Glückseligkeit, insofern sie als moralische Triebfeder auftrete, untersagt: aber, indem ihm doch gestattet sei, in der Entfernung auf sie, als einen gewissen Erfolg, hinauszusehen; indem aus dieser sicheren Hoffnung sein

[1]) Ebd. S. 392 f. — Im Widerspruche hiermit steht eine andere Stelle, wo Garve dem Sittengesetze Kants die Ausschliessung jeglicher Ueberlegung vorwirft.

[2]) „Briefwechsel zwischen Garve u. Zollikofer", S. 377.

[3]) Ebd., S. 376. — „Uebersicht", S. 28 u. 393 f.

[4]) „Uebersicht", S. 391.

[5]) Vgl. oben, S. 69 ff.

Recht auf Belohnung abgeleitet werde; indem dieses auf die „Würdigkeit“ sich gründende Recht auch das künftige Eintreten der Glückseligkeit (in einem jenseitigen Leben) gewährleisten solle — dadurch werde der Sittlichkeit nachträglich ein Schmuck angehängt, den sie (bei Kant) gar nicht brauche, und ein ihre Triebfedern verstärkendes Gewicht, welches sie eigentlich verschmähen müsse[1]). Denselben Einwand hat u. A. Schopenhauer erhoben, welcher jenes widerspruchsvolle Theorem einem „geheimen Artikel, dessen Anwesenheit alles Uebrige zu einem blossen Scheinvertrage macht“ nannte[2]), sowie in neuester Zeit Kuno Fischer, welcher zeigte, dass die „Hoffnung“ auf Glückseligkeit nur ein „stilles Erwarten, Begehren und Fordern“ derselben sei[3]). Hieraus folgt jedoch weiter nichts, als dass sie ein (trotz seiner Wichtigkeit) unorganischer Bestandtheil der Kantischen Ethik ist, ein (wenn auch folgenschweres) Anhängsel derselben, welches ohne Gefahr für die Principien (besonders den „kategorischen Imperativ“) ausgeschieden werden kann; Garve hat daher Unrecht, wenn er die Falschheit der letzteren aus dem erwähnten Widerspruche schliessen zu können glaubt und daraus für seinen eigenen Eudämonismus Kapital schlägt[4]).

Gegen Kants Deduktion der menschlichen Freiheit richtet sich ein weiteres Bedenken Garve's. Kant leitet die Erkenntniss dieser Idee aus dem (a priori gewissen) Sittengesetze ab, während er andrerseits in ihr den Seinsgrund von letzterem erblickt; ihm ist „die Freiheit die ratio essendi des moralischen Gesetzes, das moralische Gesetz aber die ratio cognoscendi der Freiheit[5]). Den zweiten Theil dieser Behauptung bestreitet Garve mit Recht: denn „für jeden guten Menschen ist die Sittlichkeit vollkommen gewiss, aber nicht für den moralischen Sophisten“[6]); daher muss die Freiheit, die wir doch auch beim Begehen unmoralischer Handlungen in uns fühlen (wenn ein solches „Gefühl“ eine Selbsttäuschung ist, dann tritt letztere ebenso bei guten, wie bei schechten Handlungen ein), ihrer Erkenntniss nach aus einem zuverlässigeren Grunde abgeleitet werden. Wenn nun allerdings Garve

---

1) „Uebersicht“, S. 276, 282 u. 388 f.
2) „Welt als W. u. Vorst.“, I. 621.
3) „Kritik d. kantischen Philosophie“, S. 30 f. und 80.
4) „Uebersicht“, S. 282.
5) Kants S. W. (ed. Rosenkranz u. Schubert), Bd. VIII. 106, Note.
6) „Eigene Betrachtungen“, S. 32.

einen solchen in der Erfahrung sieht und versichert, dass er, gestützt auf dieselbe, die Freiheit nicht bloss glaube, sondern auch einige (wenn auch sehr unvollkommene) Erkenntniss von ihr habe[1]): so vergisst er, dass die Erfahrung (die ja nur nackte Thatsachen liefert) noch viel weniger, als das Sittengesetz, auf die Freiheit führen kann; vielmehr ist diese Idee, wie die Selbstbeobachtung lehrt, so innig mit den Ich- Gedanken, in welchem wir uns als den Causalgrund unserer Thätigkeiten, wenigstens einer gewissen Gruppe derselben, erfassen, verwachsen, dass es den Anschein hat, alswenn man sie nur durch eine genaue Analyse der verschiedenen Momente dieses Ich-Gedankens gewinnen könne — eine Ansicht, die besonders von dem Philosophen Anton Günther ausgesprochen und mit klaren Gründen vertheidigt worden ist.

Die Wirksamkeit der Freiheit beschränkt Kant auf die übersinnliche Welt; Garve verwirft diese Annahme. Wenn jener nur die ersten Glieder der empirischen Ketten aus dem „intelligiblen Charakter" des Menschen durch freithätige Willenshandlungen entstehen, alle folgenden dagegen an dem Faden der „Naturnothwendigkeit" ablaufen lässt: so berücksichtigt er nicht, dass eine solche, zu der zeitlichen Entwickelung in Gegensatz gebrachte, Freiheit für uns völlig interesselos wäre, da uns nur an der Möglichkeit eines völlig neuen Schrittes innerhalb dieses zeitlichen Lebens gelegen ist[2]). Dies fühlt Garve, wenn er sagt[3]): „ich begreife nicht, wie der Mensch in einer Welt frei handeln kann, wo er gar nichts zu handeln hat, und wie er in dieser unserer sichtbaren Alltagswelt frei handeln kann, in welcher er nicht frei ist." Auf diese Weise begründet er zugleich seinen, gegen Kants mangelhafte „theoretische" Auflösung der dritten kosmologischen Antinomie an anderer Stelle erhobenen Einwurf[4]). Man kann noch hinzufügen dass dieselben Argumente, die bei Kant für das Vorhandensein einer „intelligiblen Freiheit" sprechen, auch die Annahme einer bei jeder einzelnen Handlung stattfindenden Wirksamkeit derselben ermöglichen. Behauptet somit Garve mit Recht, dass der Wirkungskreis unserer Freiheit innerhalb der Sinnenwelt liege, so geht er doch wieder zu weit, wenn er das

[1]) Ebd., S. 29 u. 42 ff.
[2]) Vgl. Herm. Lotze, „Grundzüge d. praktischen Philosophie" (Leipz. 1882), S. 18.
[3]) „Uebersicht", S. 234, Note; nähere Ausführung: ebd., S. 360 ff.
[4]) S. oben, Seite 57.

intelligible Moment in ihr vollständig zu verwischen sucht und sie (nebst der Sittlichkeit) ausschliesslich in die Sinnenwelt rangirt.[1]) Mögen die unseren Willen beeinflussenden Motive auch noch so zwingend sein: jede Handlung muss doch vor allen Dingen gethan werden — ähnlich, wie unseren Vorstellungen ein (trotz unserer Passivität gegen die sinnlichen Eindrücke) selbstständiger und freier Denk-Akt zu Grunde liegt. Hinter jeder Handlung steckt somit ein transscendentaler Kern, obgleich sie selbst im Bereiche der Sinnenwelt liegt.[2])

β) Unberechtigte Einwürfe.

Wie gegen Kants Unterscheidung von Verstand und Vernunft[3]), so polemisirt Garve auch gegen die von theoretischer und praktischer Vernunft.[4]) Zwar vermisst er mit Recht den strengen Beweis für die Zweitheilung dieses (nach unserem Gefühle doch einheitlichen) Vermögens — auf die nachtheiligen Folgen dieses Mangels einer principiellen Kritik hat später besonders Herbart hingewiesen —; doch irrt er, wenn er „weder das Wesen noch den Grund dieses Unterschiedes“[5]) zu erfahren behauptet. Mögen auch vielleicht theoretische und praktische Vernunft eine gemeinsame (wenngleich tief verborgene) Wurzel haben, so unterscheiden sie sich doch von einander genügend bezüglich ihrer Beschaffenheit und ihrer Funktionen, um eine scharfe Sonderung zu rechtfertigen. Die praktische Vernunft ist nicht, wie Garve meint[6]), bei Kant (und überhaupt) mit dem „Vermögen zusammenhängend zu denken“ identisch, ist also nicht in dieser Hinsicht „doch immer Vernunft“: sondern, wenn sie „bloss aus sich selbst ihre Gesetze schöpft“, so findet sie ausser der formalen „Richtigkeit des Zusammenhanges“ und ausser der „Wahrheit der Schlusssätze“ auch noch etwas Reales in sich vor, nämlich das Sittengesetz, welches ihr Charakteristikum ausmacht, ähnlich wie die „Ideen“ dasjenige der theoretischen Vernunft. Andrerseits sind beide Vermögen doch nicht so weit von einander getrennt, dass sie, wie Garve sagt[7]), bei Kant fast nichts Gemeinschaftliches haben, auf Grund

[1]) „Uebersicht“, S. 214 u. 216—218.
[2]) Vgl. Lotze „Grundz. d. prakt. Philos.“, S. 18—22.
[3]) S. oben, Seite 64 f.
[4]) „Uebersicht“, S. 351—354.
[5]) Ebd., S. 351.
[6]) Ebd., S. 225, Note.
[7]) Ebd., S. 351.

dessen sie den gleichen Namen „Vernunft“ führen dürften. Die logische Definition der letzteren ist allerdings kaum im Stande, ein tertium comparationis an die Hand zu geben; wohl aber die metaphysische, wonach ihr Wesen in der „Erkenntniss von Principien a priori“ besteht. Wie die theoretische Vernunft das „Vermögen der Einheit der Verstandesregeln unter Principien“ ist, so kann man die praktische in analoger Weise (wenn auch Kant diesen Ausdruck nicht gebraucht) als das „Vermögen der Einheit der sittlichen Regeln unter Principien, resp. einem Principe“ bezeichnen. Hieraus folgt zugleich, dass zwar eine ergänzende Beziehung der beiden Vernunftvermögen auf einander, aber keine Vermischung ihrer Sphären möglich ist; und, wenn Garve der „praktischen Vernunft“ Kants, da sie toto genere von der „theoretischen“ verschieden sei, das Recht abspricht, vermöge ihres gesetzgeberischen Ansehens „auch auf das Richteramt in dem Reiche der Erkenntniss und Wahrheit“ Anspruch zu machen[1]), so vergisst er, dass jene gar nicht erkenntnisstheoretische Urtheile abgiebt, sondern bloss die Annahmen der spekulativen Vernunft zu ihren eigenen (ethischen) Zwecken bestätigt und zudem auch nur eine praktische Gewissheit liefert. Er selbst kennt nur eine Vernunft, nämlich die sittliche, und diese nennt er den „völlig gereiften oder vollendeten Verstand“; er erklärt: „wenn die Erfahrungen, welche das thätige Leben angehen, so vollständig gesammelt und so wohl geordnet sind, als dem Menschen möglich ist, dann ist der Verstand mit allen nöthigen Datis versehen, um sittliche Vorschriften zu geben.“[2]) Hiernach müsste die höchste Ausbildung der Intelligenz auch ausnahmslos die höchste Ausbildung der Moral im Gefolge haben; dass dies jedoch durchaus nicht immer der Fall ist, lehrt die Beobachtung der Menschen und die Culturgeschichte der Völker.

Die empirischen Triebfedern, welche Kant sämmtlich von der Sittlichkeit ausschliesst, sucht Garve gegen die für diese Ausschliessung beigebrachten Gründe zu retten. Nach seiner übersichtlichen Zusammenstellung[3]) sind es folgende Triebfedern: 1) Das Angenehme (Reiz der Sinne), 2) das Schöne (Wohlgefallen der Einbildungskraft), 3) das Nützliche (gleich-

[1]) Ebd., S. 224, Note.
[2]) „Eigene Betrachtungen“, S. 15 u. 25—26; vgl. auch oben, S. 62.
[3]) „Uebersicht“, S. 254 f.

sam das sinnliche Vergnügen des Verstandes, der in dem Nützlichen die Ursache zu künftiger Lust — sei es für die Sinne oder für die Einbildungskraft — entdeckt), und 4) die Glückseligkeit (die Vereinigung von allem diesen, und zwar für ein ganzes Menschenleben). — Gegen Kants Behauptung, dass das Angenehme wegen seines wechselnden und unbestimmten Charakters sich zur Triebfeder für die (doch Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit fordernde) Sittlichkeit nicht eigne, bemerkt Garve[1]), dass die Menschen in Bezug auf ihre Vernunft-Thätigkeit oft nicht weniger (vielfach sogar noch mehr) auseinandergingen, als in Bezug auf ihre Sinnes-Thätigkeit, dass dies dann in beiden Fällen aber an Nebenumständen liege, da sowohl bei jener wie bei dieser unter den verschiedenen Menschen (und auch in einem und demselben Menschen zu verschiedenen Zeiten) im Grunde Uebereinstimmung und „Standhaftigkeit der Gesetze" herrsche, insofern die wichtigsten Einrichtungen und ersten Anlagen der Natur, also auch die Sinnlichkeit des Menschen, in Anbetracht der Weisheit des Schöpfers, dessen Werk ja auch letztere sei, unabänderlich sein müssen. Die Hypostasirung einer solchen principiellen Harmonie ist eine dogmatische, durch nichts erwiesene, Behauptung; in Wirklichkeit ist der Begriff des Angenehmen ein sehr schwankender, besonders wenn man ihn mit dem moralischen Gesetze vergleicht, dem festesten Besitzthume des Menschen, das nur so oft durch die Antriebe der Sinnlichkeit verdunkelt, niemals aber in seiner Existenz gefährdet wird. Zwar setzt Kant jenen ersteren Begriff, wie Garve mit Recht einwirft[2]), durch einseitige Anwendung desselben auf nur niedrige und egoistische Zwecke, denen gegenüber sein „moralisches Gesetz" noch um Vieles lauterer und erhabener erscheinen musste, als es ohnedies ist, willkürlich herab und vermischt dadurch die edle Auffassung der Glückseligkeitslehre mit der grobsinnlichen eines Helvetius: doch ist selbst der gereinigte Begriff des Angenehmen viel zu schwankend, um als Richtschnur für unsere Handlungen dienen zu können. — Die beiden Triebfedern des Schönen und des Nützlichen bespricht Garve zusammen, weil sie (nach Kant) einen gemeinschaftlichen Grundfehler haben, der darin besteht, „dass, obgleich nicht

---

[1]) Ebd., S. 258 ff., Note
[2]) Ebd., S. 262 f.

rein sinnlich, sie doch beide mit der Sinnlichkeit verwandt sind, und das Angenehme in der Empfindung, entweder zum Bestandtheile, oder zur Absicht haben."[1]) Er unterzieht sie erst keiner besonderen Kritik, weil dieselbe wegen der angedeuteten Verwandtschaft unmittelbar aus der vorhergehenden folgt. — Gegen Kants Behauptung schliesslich, dass auch die Glückseligkeit (als Summe des Angenehmen, Schönen und Nützlichen) ihres schwankenden Charakters wegen (da „jeder Mensch die seinige habe") zu einer Triebfeder der Sittlichkeit sich nicht eigne, wendet Garve ein, dass die wahre Auffassung derselben auch eine grössere Uebereinstimmung unter den Menschen in diesem Punkte herbeiführen würde.[2]) — Alle die genannten Triebfedern sind wohl dazu befähigt (wenngleich Kant auch dies leugnet), der Sittlichkeit empirischen Stoff zu geben und ihr reale Zwecke zu setzen: sie bilden aber nicht (da sie sich mehr oder weniger auf die Sinnlichkeit beziehen und somit keine Vernunftwahrheiten liefern können) ihre eigentlichen Bewegungsgründe. Jene „Zwecke", deren der Mensch allerdings in seinen Handlungen nicht entrathen kann, gewähren bloss den äusseren Anstoss für den Willen, in einem bestimmten Wirkungskreise sich zu offenbaren; innerhalb des letzteren aber ist es sehr wohl möglich nur der inneren Stimme (des Gewissens), mit Ausschluss aller Neigungen und sonstigen sinnlichen Motive, zu gehorchen und auf diese Weise das Sittengesetz — trotz des nothwendigen Hinblicks auf die zu verwirklichenden Zwecke — als einzige, Triebfeder anzuerkennen. Diese Lauterkeit der Gesinnung ist es, auf welche Kant den grössten Nachdruck legt und aus welcher alle moralischen Handlungen fliessen. Garve tadelt daher mit Unrecht, dass es diesem Moralprincipe an genügenden Triebfedern fehle[3]); und, wenn er meint, dass „das Kantische Moralsystem, indem es weder zugebe, dass die Tugend selbst den Menschen glückselig mache, noch erlaube, auf fremde Belohnungen von aussen her Rücksicht zu nehmen, alle Triebfedern vernichte, welche den Menschen bewegen können, überhaupt zu handeln, und also auch die, welche ihn bewegen, tugendhaft zu handeln"[4]) — so liegt in dem „also" dieses Satzes, wie aus

[1]) Ebd., S. 265.
[2]) Ebd., S. 270 ff. (nebst erster Note) u. 282 ff.
[3]) Ebd., S. 371 ff.
[4]) Ebd., S. 377 f.

dem früher Gesagten hervorgeht, ein falscher Schluss, da nur das erste der durch diese Partikel verbundenen Urtheile, nicht aber auch das zweite derselben, als zutreffend eingeräumt werden kann. Die einzige und wahre Triebfeder sittlicher Handlungen sieht Garve natürlich in der Glückseligkeit[1]). Dem gegenüber sei es gestattet auf ein Wort Schopenhauers hinzuweisen, welcher Kants Haupt-Verdienst um die Ethik darin erblickt, dass er dieselbe „von allen Principien der Erfahrungswelt, namentlich von aller direkten oder indirekten Glückseligkeitslehre, frei gemacht hat."[2]) Kants Hereinziehung der letzteren in den Begriff von der Würdigkeit des Tugendhaften zu späterer Belohnung[3]) hat hierbei Schopenhauer, als unwesentliches Moment, beiseite gelassen.

In Kants Lehre vom moralischen Gefühl sieht Garve einen immanenten Widerspruch. Dasselbe solle dazu dienen, das abstrakte Vernunftgesetz der Sinnlichkeit und dem Begehrungsvermögen anzunähern und zu einer Triebfeder geeignet zu machen, während jenes Gefühl doch andrerseits immer erst hinterdrein, d. h. nach erfüllter Pflicht, eintrete, also zu einer Zeit, wo es nicht mehr wirken könne; zudem entwickle es sich sonderbarer Weise aus Vernunft-Ideen, während alle anderen Gefühle aus Eindrücken der Sinne entständen[4]). Zunächst liegt in letzterer Bemerkung eine Übertreibung, da ja z. B. auch die Befriedigung über die Lösung eines wissenschaftlichen Problems ein „Vernunftgefühl" ist. Sodann aber ist bei Kant das „moralische Gefühl" keine concrete, jeder einzelnen sittlichen Handlung vorhergehende Triebfeder (in diesem Falle wäre allerdings der Widerspruch unleugbar), sondern nur die allgemeine moralische Constitution des Gemüths, aus welcher heraus die sittlichen Handlungen erwachsen, oder mit anderen Worten: das mit Selbstachtung verbundene Bewusstsein der Unterordnung meines Willens unter ein Gesetz ohne Vermittelung anderer Einflüsse. Die grobe Inconsequenz, deren Garve Kant zeiht, ist also bei diesem gar nicht vorhanden.

Wenn Garve den Einwurf erhebt[5]), dass Kant seinem „kate-

[1]) Vgl. u. A.: „Eigene Betrachtungen", S. 4 u. S. 5—23.

[2]) „Welt als W. u. Vorst.", I. 620; vgl. hierzu auch Cohen „Kants Begründung d. Ethik", S. 168 ff u. 187 ff.

[3]) Vgl. oben, S. 74 f.

[4]) „Uebersicht", S. 378 u. 388.

[5]) Ebd., S. 385.

gorischen Imperativ" inconsequenter Weise ein empirisches Element beigemischt habe, insofern sich der Mensch des Gebotes, seine Maximen zu einer allgemeinen Gesetzgebung befähigt zu machen, nur auf dem Wege der Vergleichung seiner eigenen Vernunft mit derjenigen seiner Mitmenschen bewusst werden könne: so vergisst er, dass der Mensch, wie Kant ausdrücklich betont, den Begriff der Allgemeingültigkeit des Sittengesetzes nur aus sich selber schöpft und daher nicht erst, um diesen zu finden, die Erfahrung zu durchlaufen braucht; Garve verwechselt hier die logische Form möglicher Allgemeinheit mit der logischen Form empirischer Allgemeinheit.

Ebenso ist er im Unrecht, wenn er meint, dass im Kantischen Systeme „keine Ueberlegung bei einem von selbst und allgewaltig auf uns wirkenden Gesetze" nöthig sei und dass durch den bei Erfüllung der Pflicht ausgeübten inneren Zwang die Tugend mehr einem blossen Naturwerke gleiche und dadurch an Werth verliere.[1]) Hiergegen ist zu bemerken, dass ja bei Kant die Sittlichkeit kein freies Feld hat, sondern die Gegnerschaft der sinnlichen Antriebe bestehen muss und oft erst nach erbittertem Kampfe den Sieg davonträgt; oft genug wird ja auch die Stimme der Vernunft in Folge der Lockungen der Sinnlichkeit vom Menschen überhört, obschon sie für die Dauer „unüberschreibar" ist. Hieraus geht hervor, dass von mechanischer Wirksamkeit bei unsern sittlichen Handlungen nicht die Rede ist.

Eine Hauptvernachlässigung giebt Garve Kanten schuld, indem er ihm vorwirft, dass er nur diejenigen Handlungen, welche ihrer Motive wegen, nicht aber auch diejenigen, welche wegen ihrer (gemeinnützigen) Folgen „moralisch" zu nennen seien, berücksichtigt habe.[2]) Doch die Vernachlässigung ist auf Garve's Seite, da er eine von ihm selbst aufgestellte[3]) (wenn auch nicht erfundene) Distinktion auf Kant anwendet, obgleich dieser die Berechtigung derselben leugnet. Nach dem kritischen Systeme sind alle Handlungen — und man wird diesem Standpunkte im Interesse der Reinheit der Moral beipflichten müssen — bloss durch ihre Motive moralisch oder unmoralisch; selbst die in ihren Consequenzen gemeinnützigen verdienen ersteren Namen nur dann, wenn sie aus purer Achtung vor dem Sitten-

[1]) Ebd., S. 273 f., Note; vgl. auch oben S. 74, Note 1.
[2]) „Eigene Betrachtungen", S. 208 ff., Note.
[3]) Ebd., S. 201.

gesetze vollbracht worden sind. Daher ist der Garve'sche Einwurf, auf welchen übrigens schon Schelle[1]) aufmerksam machte, zurückzuweisen.

An Kants Idee vom Selbstzweck[2]) tadelt Garve, dass er dieselbe nicht auf die Fähigkeit des Menschen zur Glückseligkeit, sondern bloss (?) auf seine sittliche Natur und moralische Würde gründet.[3]) Er selbst dehnt diese Idee auf alle Dinge in der Natur aus, welche irgend eine Vollkommenheit (Vegetation, Empfindung oder Verstand) haben, also auch auf Thiere und Pflanzen; der Mensch sei jedoch im höchsten Grade Selbstzweck, weil er die genannten drei Eigenschaften zugleich besitze und daher der mannigfaltigsten und höchsten Arten von Glückseligkeit fähig sei.[4]) Man sieht hier an einem deutlichen Beispiele, wohin der (nicht vertiefte) Eudämonismus führt: die moralische Weltordnung, welche dem mit Sittlichkeit begabten Vernunftwesen einen bevorzugten Platz unter den Geschöpfen der Natur zuweist, wird von ihrem erhabenen Posten verdrängt und weicht einem kleinlichen Haschen nach Wohlbefinden, an welchem sich Alles, was Organismus heisst, betheiligt.

2. Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre.

Dieses Kantische Werk, welches eine Ableitung der wichtigsten Tugenden aus dem Moralprincipe enthält, veranlasst Garve zu folgender Bemerkung[5]): „je mehr ich des Mannes Schriften lese, desto mehr sehe ich ein, dass manche seiner, einzig als Vernunftprincipien aufgestellten, Sätze bloss Combinationen seines Witzes sind, die sein Scharfsinn mit Beweisen versehen hat." Dieses Urtheil ist insofern richtig, als Kant, um die verschiedenen Tugenden aus dem (bei ihm doch sehr inhaltsarmen) Sittengesetze zu deduciren, der Wahrheit bisweilen Gewalt anthun und sie gleichsam „in spanische Stiefeln einschnüren" muss; während ein Philosoph, der sich der Mühe einer transscendentalen Deduktion überhebt, in der Darstellung des Empirischen weit leichteres Spiel hat und durch nichts gehindert ist.

---

1) „Briefe über Garve's Schriften u. Philosophie", S. 44 f.
2) Vgl. oben, S. 71.
3) „Uebersicht", S. 329
4) Ebd., S. 330.
5) „Briefe an Weisse", II. 259.

Aus der Mangelhaftigkeit der Deduktion und der Unvollkommenheit der Einzelschilderung folgt jedoch nicht die Falschheit der moralischen Principien. Dies vergisst Garve, wenn er Kants grundsätzliche Verwerfung der Annahme eines „graduellen" Ueberganges von den Lastern zu den Tugenden (und umgekehrt) für unberechtigt hält.[1]) Zwar muss man ihm zugeben, dass auch Kant die Bestimmung des Grades nicht völlig entbehren kann und letzteren in die Definitionen vieler seiner Tugenden aufnimmt[2]): so ist nach ihm das Verdienst des Wohlthäters um so grösser, wenn „das Vermögen zum Wohlthun beschränkt" ist[3]); und in ähnlicher Art weist Garve in der Kantischen Definition des Geizes[4]) Grad-Unterschiede nach[5]): doch beziehen sich dieselben immer nur auf die verschiedenen Nüancen innerhalb der einzelnen Tugenden oder Laster, können aber niemals auf das zwischen diesen und jenen bestehende Verhältniss übertragen werden. Daher liefert auch das Aristotelische Princip der *μεσότης*, welches die Tugend in die Mitte zwischen zwei (fehlerhafte) Extreme, zwischen das Uebermass und den Defekt, setzt und welches Garve, obgleich er es selbst für kein eigentliches Princip, für keine Grundeigenschaft der menschlichen Natur, sondern nur für eine Metapher (zum Ausdruck einer Regel für die Mässigung) hält[6]), gegen Kants Angriffe zu vertheidigen sucht[7]), kein wahres Kriterium zur Unterscheidung von Tugend und Laster. „Ist die Abnahme der Vollkommenheit", fragt er[8]) (angeblich im Namen des Aristoteles, in der That aber seine eigene Meinung offenbarend), „nicht selbst Unvollkommenheit? und heisst ein hoher Grad von Unvollkommenheit in den sittlichen Handlungen nicht Laster; und geht also nicht, auch nach diesen Definitionen, die Tugend in das Laster über?" Hiergegen bemerkt Kant mit Recht, dass dieser Standpunkt das Wesen der Tugend vernichte, da auf Grund desselben ein Laster in das entgegengesetzte nicht anders,

1) Garve: „Ethik des Aristoteles", Bd. I. 609—614.
2) Ebd., S. 610.
3) Kants „Tugendlehre", §. 31.
4) Ebd., §. 10
5) Garve: „Ethik des Aristoteles", Bd. I. 609.
6) „Uebersicht", S. 22—24
7) „Ethik d. Aristoteles", Bd. I. 610 ff.
8) Ebd., S. 611 f.

als durch die Tugend, übergehen könne und letztere somit bloss ein vermindertes Laster sein würde; „nicht das Maass der Ausübung sittlicher Maximen, sondern das objektive Princip derselben muss als verschieden erkannt und vorgetragen werden, wenn ein Laster von der Tugend unterschieden werden soll.“[1] Dieses „objektive Princip“ ist ihm die Gesinnung, welche in dem einen Falle mit den Geboten des Sittengesetzes übereinstimmt, in dem anderen ihnen widerspricht. Die äussere Thatsache der „μεσότης“ lässt sich allerdings nicht wegleugnen: sie betrifft aber nur ein accidentelles, nicht aber das wesentliche Merkmal der Tugend. Hiermit hängt es zusammen, dass Kant, wie er in dem ersten Stücke seiner „Vernunftreligion“ näher ausführt[2], an die Möglichkeit einer stufenweise sich vollziehenden Besserung oder Verschlimmerung des moralischen Charakters nicht glaubt, sondern eine plötzliche Sinnesänderung, eine „Art von Wiedergeburt“ und „Revolution“, für nöthig hält. Wenn auch Garve meint, dass dem die Erfahrung entgegenstehe[3], so scheint es doch, dass eine von innen heraus erfolgende Charakter-Wandelung nur durch einen energischen Entschluss bewirkt werden könne, während die äusseren Symptome desselben freilich immer erst allmählig zu Tage treten.

3. Einige kleinere Abhandlungen.

a) „Ueber ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen.“

An der peinlichen Strenge dieses (zuerst in den „Berliner Blättern“ 1797 erschienenen) Aufsatzes[4] nimmt Garve mit Recht Anstoss; besonders der Satz, dass die Pflicht, in allen Fällen die Wahrheit zu sagen, so unerlässlich sei, dass, wenn ein Mörder, der einen zu mir geflüchteten Freund aufsuchte, mich befragte, wo ich ihn versteckt hätte, ich ihm den Zufluchtsort desselben entdecken müsste — scheint ihm nicht einleuchtend.[5] Die Lüge ist nach Kant das Grund-Böse im Menschen und die Quelle aller

---

[1] „Tugendlehre“, §. 10.

[2] Sämmtl. Werke (ed. Rosenkranz u. Schubert), Bd. X. 50 ff.

[3] „Ethik des Aristoteles“, Bd. I. 613.

[4] Kants S. W., Bd. VII. a. 293—302.

[5] Garve's „Briefe an Weisse“, II. 260; „Eigene Betrachtungen“, S. 210, Anmerkg.

Laster; wenn er jedoch die auch noch so unschädliche und in noch so guter Absicht geschehende Verbergung oder Verstellung der Wahrheit verurtheilt, so überspannt er jenen Begriff und kommt überdies mit seiner eigenen Theorie, wonach bei allen Lastern und Tugenden die Gesinnung das Ausschlaggebende ist, in Widerspruch.

Die in Rede stehende Abhandlung veranlasst Garve zu einem Vergleiche der Kantischen Ethik mit derjenigen des Engländers Wollaston, auf welche, wie er sogar meint, jene bei Anwendung strenger Consequenz führen müsse[1]); doch vergisst er dabei dass, während Wollaston in die „Wahrheit" das Wesen der Tugend setzt, bei Kant jener Begriff ein im Hinblick auf sein eigentliches Moralprincip (Sittengesetz) nur sekundärer ist.

b) „Von der Macht des Gemüths, durch den blossen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein."

Ueber dieses bekannte, an Hufeland gerichtete, Schriftchen (1798) äussert sich Garve in seinem letzten Schreiben an Kant[2]) folgendermassen: „Sie haben von der Macht des Gemüthes über den Schmerz und selbst über Krankheiten in Ihrem Briefe an Hufeland geredet. Ich bin vollkommen darüber mit Ihnen einig, und weiss es aus eigener Erfahrung, dass das Denken eine Heilkraft habe. Aber dieses Mittel lässt sich nicht bei Allen auf gleiche Weise anwenden. Einige, zu welchen auch Sie gehören, helfen ihrem Uebel dadurch, dass sie ihre Aufmerksamkeit davon abwenden. Ich habe dem meinigen, z. B. Zahnschmerzen dadurch am besten abhelfen können, indem ich meine Aufmerksamkeit darauf concentrirt und an nichts als an meinen Schmerz gedacht habe. Aber solche äussere Uebel, wie das, an welchem ich jetzt leide, sind der Macht des Gemüthes am wenigsten unterworfen und, wie es scheint, ganz mechanisch und körperlich." Dass jedoch Garve auch diese „äusseren" Uebel zu bemeistern verstand, bewies er durch seine, trotz schwerer physischer Leiden fast ununterbrochene, literarische Thätigkeit; auch sagt er einmal selbst[3]): „gesegnet sei die Schwäche eines kränklichen Körpers, die mich öfters gelehrt hat, dass der Geist etwas über den Körper vermag!"

[1]) „Uebersicht", S. 172 f.

[2]) Vgl. oben, S. 42 f.

[3]) In seinen „Anmerkungen zu Cicero's Büchern v. d. Pflichten" (4. Aufl.), Anmerkungen zum II. Buche, S. 48.

B. Rechtsphilosophische Schriften.

1. Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre.

Kant behauptet in dieser Schrift, dass das Recht (welches wegen seines öffentlichen Charakters zugleich auch immer Zwangsrecht sei) nicht aus den Principien der Sittlichkeit folge, und dass es keine moralische Pflicht des Menschen sei, sein Recht zu wahren; die Zwangsrechte seien nur dazu nöthig, damit die verschiedenen Individuen als freie Wesen und ohne gegenseitige Verkümmerung dieser Freiheit neben einander existiren können. Diese scharfe Trennung von Recht und Moral tadelt Garve und hält ihr triftige Gründe entgegen. Er findet zwischen beiden Gebieten eine doppelte Verbindung[1]: erstlich entspreche (nach dem Gesetze der Reciprocität) dem Rechte des Einen immer eine Pflicht des Anderen (nämlich jenem Rechte nachzukommen); sodann aber sei es auch moralische Pflicht, die Freiheit seiner Mitmenschen (wie Kant verlangt) zu respektiren, und es bestehe daher zwischen den Gewissens- und den Zwangspflichten nur ein gradueller Unterschied, — sie seien „nur verschiedene Grade einer und derselben sittlichen Forderung." Während Garve's, in ziemlich analoger Weise geführte, Kritik des von Kant angenommenen Verhältnisses der Laster zu den Tugenden als verfehlt zu bezeichnen war[2]), wird man ihm bezüglich des Rechts weit eher das Vorhandensein einer Stufenfolge, welche alsdann von der Moral aufwärts gehend zu denken wäre, zugeben können.[3]) Er selbst nimmt einen innigen Zusammenhang zwischen beiden an und sagt: „Recht wäre ein leeres unfruchtbares Wort, eine bloss spekulative Idee ohne Anwendung, wenn es mir nicht, in dem gewöhnlichen Zustande der Dinge, auch dann, wenn meine physische Kraft ruhte, eine moralische Sicherheit gewährte."[4]) In ähnlicher Weise hat später Schopenhauer Kants Losreissung des Rechts von der Moral gerügt, und gezeigt, wie ersteres, wenn es nicht auf letztere basirt wird, der Willkür und Gewalt alle Thore öffnet.[5])

Dem Kantischen Rechtsgebote als solchem wirft Garve Einseitigkeit, im Sinne von Inhaltsarmuth, vor und

---

[1]) „Uebersicht", S. 293 f.
[2]) Vgl. oben, S. 84 f.
[3]) Vgl. Trendelenburg „Naturrecht", §. 14 u. 15.
[4]) Garve's „Verbindung d. Moral mit d. Politik", S. 17.
[5]) „Welt als W. u. Vorst." (4. Aufl.), 1. 626.

ergänzt dadurch seinen entsprechenden, gegen das kritische Moralprincip erhobenen, Einwand.[1]) Nach ihm hat das Recht die Aufgabe, nicht bloss die Freiheit, sondern auch das Leben, die Gesundheit und andere kostbare Güter der Menschen vor deren gegenseitigen Angriffen zu schützen, die Vereinigung der Individuen aufrecht zu erhalten und die Wohlfahrt der Gesellschaft zu befördern.[2]) Dieser Ansicht wird man wohl beistimmen dürfen[3]), — ebenso wie dem Urtheile: dass Kants Deduktion der einzelnen Zwangsrechte aus jenem „einzigen" Rechtsgebote in Folge der Dürftigkeit desselben, oft eine sehr künstliche und geschraubte ist; Garve weist dies an dem Beispiele des Eigenthums-Rechtes nach, wobei er der Kantischen Ableitung desselben[4]) eine natürlichere gegenüberstellt.[5])

2. Abhandlung über Theorie und Praxis (II. Abschn.)

War auch die, eine Widerlegung, resp. Berichtigung herausfordernde Anmerkung im ersten Theile von Garve's „Versuchen"[6]), wie aus einem Briefe Kants an Biester[7]) hervorgeht, die nächste Veranlassung zu obiger Abhandlung, so erweiterte sich doch letztere von einer rein moralischen zu einer moralisch-politischen; und so kommt es, dass nur ihr erster Abschnitt, welcher vom Verhältnisse der Theorie zur Praxis in der Moral überhaupt handelt, sich auf Garve bezieht, während der zweite gegen Hobbes und der dritte gegen Mendelssohn gerichtet ist. Einzelne der hierin ausgesprochenen politischen Ansichten reizten Garve zum Widerspruch. „Was mir in diesem Aufsatze", schreibt er in seinem (bereits wiederholt citirten) Briefe an Biester vom 11. Oktober 1793, „das auffallendste war, ist die Behauptung im zweiten Theile, dass auch ein ganzes Volk sein Recht gegen das Staats-Oberhaupt, welches dieses verletzt hat, nie mit Gewalt vertheidigen

[1]) Vgl. oben, S. 73.

[2]) „Uebersicht", S. 292 und 287.

[3]) Auch Trendelenburg tadelt die Inhaltsarmuth und Negativität des Kantischen Rechtsprincipes; vgl. „Naturrecht", §. 13.

[4]) „Rechtslehre", §. 6.

[5]) „Uebersicht", S. 288 ff., nebst Note.

[6]) Vgl. oben, S. 69.

[7]) Kants S. W., Bd. XI. a. S. 127.

dürfe. Ueber diese Aeusserung, so wie über den ganzen Aufsatz von Kant, liesse sich ein Buch schreiben.“ Es wurde zwar bei Garve kein Buch daraus, aber eine kleine Abhandlung, welche in seinen „vermischten Aufsätzen“[1]) sich findet und den Titel führt: „über die Grenzen des bürgerlichen Gehorsams.“ Ausgehend von jener, ihm besonders anstössigen, Kantischen Behauptung, unterwirft er die Hauptbeziehungen zwischen Regenten und Unterthanen einer scharfen Prüfung. Zunächst versucht er den Kantischen Satz im Geiste der kritischen Philosophie zu vertheidigen und hebt dabei die mannigfachen Prämissen hervor, von denen Kant, nach seinem individuellen Moralsysteme, ausgehen musste, um mit Consequenz zu argumentiren; darauf erörtert er den fraglichen Gegenstand nach seinen eigenen „Principien“ und kommt zu dem Resultate, dass „in der Allgemeinheit der Theorie unmöglich der Nation das Recht, der Tyrannei zu widerstehen und ihrem Untergange, wenn er ihr von Seiten ihrer Beherrscher droht, auch durch Anwendung der Gewalt zuvorzukommen, abgesprochen werden könne“,[2]) — dass jedoch „in unserer Zeit und in Ländern, wie jetzt die europäischen regiert werden, die Macht der Wahrheit und vernünftiger Gründe stark genug sei, die Hindernisse, die uns noch auf dem Fortgange zur Vollkommenheit von Seiten politischer Einrichtungen im Wege stehen, fortzuschaffen.“[3]) Aus einem principlosen Schwanken kommt Garve hierbei nicht heraus; indem er die Theorie von der Praxis trennt, gefährdet er, ohne es zu wollen, auch letztere und überlässt der, oft sehr mangelhaften, Einsicht des Volkes die Beurtheilung der Nothwendigkeit einer offenen Revolution! Wie anders Kant, welcher den jene Trennung sanktionirenden Gemeinspruch verwirft, und überzeugend nachweist, dass, was aus Vernunftgründen für die Theorie gilt, auch unbedingt für die Praxis gelten muss; so zieht er im zweiten Theile seiner Abhandlung nur die Consequenzen seiner Moralphilosophie für die Staatslehre, so im dritten diejenigen für das Völkerrecht.

3. Entwurf „zum ewigen Frieden.“

Während in Kants Abhandlung über „Theorie und Praxis“

---

[1]) Th. II, S. 389 ff.
[2]) A. a. O., S. 406.
[3]) Ebd., S. 408.

(trotz Schelle's gegentheiliger Ansicht[1]) noch keine Beziehung auf Garve's politische Anschauungen, resp. auf dessen ein schlägiges Hauptwerk: „über die Verbindung der Moral mit der Politik", wahrzunehmen ist, findet sich eine solche in dem Anhange seiner Schrift: „zum ewigen Frieden" (1795). Garve hat allerdings seinerseits nirgends auf letztere Bezug genommen; doch ist anzunehmen, dass er sie gekannt hat, da das darin abgehandelte Thema ihn ganz besonders interessiren musste, insofern er viele der von Kant dort aufgeworfenen und beantworteten staats- und völkerrechtlichen Fragen in seiner eigenen (früheren) Abhandlung, wenn auch meist in abweichender Weise, besprochen hatte.

Garve geht in derselben von dem zwischen der Lage der Regenten und derjenigen der Privat-Personen bestehenden Unterschiede aus und basirt darauf den Satz, dass es eine verschiedene Moral für verschiedene Stände gebe; im Speciellen sei bei Regierung der Völker die Moral des Privatlebens nicht überall anwendbar; so seien Interventionen in die Verhältnisse friedlicher Staaten, das Verschlingen eines kleineren durch den grösseren, sogar der Bruch früher eingegangener Verträge seitens der Fürsten — unter Umständen aus politischen Gründen gutzuheissen[2]); kurz, alles das sei Recht, was derjenige, welcher die Gewalt in Händen hat, nach Abwägung der guten und bösen Folgen der Handlung, für dienlich achtet. Garve behauptet hier also (wie auch in seinen „zerstreuten Betrachtungen über die Moral der Politik"[3]) eine Trennung der beiden Gebiete; und, wenn er in der Aufschrift seiner Abhandlung von einer Verbindung spricht, so ist dies Wort in dem Sinne eines nothdürftigen Compromisses zu verstehen, welchen Moral und Politik mit einander schliessen. Während er in seinem Aufsatze über die „Grenzen des bürgerlichen Gehorsams" zu nachsichtig gegen die Unterthanen war, zeigt er sich hier zu nachsichtig gegen die Regenten; er schildert mehr die Dinge, wie sie sind, als wie sie sein sollen; die Folgen seines Mangels

[1]) „Briefe über Garve's Schriften u. Philosophie", S. 399, Note. — Schelle räth an dieser Stelle dem Leser, zu durchdenken, was Kant in seiner Abhandlung „über Moral und Politik in Beziehung auf Garve sagt"; in Beziehung auf Garve spricht aber Kant hier nur von Moral, nicht von Politik.

[2]) Vgl. „Verbindung d. Moral mit d. Politik", S. 42 ff, 73 ff., 88 ff.

[3]) „Anmerkungen zum III. Buche des Cicero", S. 121–194.

an festen Principien werden hier ganz besonders augenfällig. Kant nennt in seinem Entwurfe „zum ewigen Frieden“ diese Politik mit Recht eine mit „Casuistik“ verbundene „Afterpolitik“, welche durch ihre allzu grosse Connivenz sehr leicht zum Missbrauch verführe.[1]) Er verlangt unbedingte Heilighaltung der unveräusserlichen Rechte des Menschen seitens der herrschenden Gewalt; „die wahre Politik kann keinen Schritt thun, ohne vorher der Moral gehuldigt zu haben, und ob zwar Politik für sich selbst eine schwere Kunst ist, so ist doch Vereinigung derselben mit der Moral gar keine Kunst; denn diese haut den Knoten entzwei, den jene nicht aufzulösen vermag, sobald beide einander widerstreiten.“[2])

C. Kants „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft.“

Wie den Popularphilosophen im Allgemeinen eine starke Hinneigung zum theologischen Rationalismus zugesprochen werden muss[3]), so gilt dies auch von Garve, der, weder zu den Orthodoxen noch zu den radikalen Freidenkern gehörend, einem gemässigten Theismus das Wort redet und, da ihm die Welt mehr Aehnlichkeit mit einem Kunstwerke, als mit den Werken des Zufalls oder einer mechanischen Nothwendigkeit zu haben scheint, einen verständigen Urheber und Regierer derselben, und zwar aus objektiven Gründen (nach dem Principe: „mens agitat molem“), annimmt.[4]) Unbedingten Werth legt er nur denjenigen, von der heiligen Schrift uns überlieferten, Wahrheiten bei, die er nach einer sorgfältigen Prüfung mit seiner Vernunft in einen gewissen Einklang bringen, oder die er aus seinen Betrachtungen über die Natur der Dinge abstrahiren kann. „Die Wahrheiten“, sagt er[5]), „die in der That den ganzen Körper unsrer Dogmatik ausmachen, sind die von dem Dasein Gottes, als eines verständigen und moralischen Wesens, die von der Unsterblichkeit der Seele, wodurch allein unser Streben nach Vollkommenheit einen

---

[1]) Kants S. W., Bd. VII. a. 289 und 290 (Note).

[2]) Ebd., S. 283.

[3]) Vgl. oben, S. 4 f.

[4]) In seinen „Bruchstücken einzelner Gedanken über verschiedene Gegenstände“ (Schles. Prov.-Bl., Nov. 1797, S. 418—438); ferner in: „Versuche“, V. 151—221; — u. sonst.

[5]) „Vermischte Aufsätze“, II. 225 f.

erreichbaren Zweck erhält, und endlich die, dass nur durch moralische Verbesserung die Gnade Gottes erhalten und der Zustand nach diesem Leben glücklich werden könne.“ Natürlich mischt er auch eudämonistische Elemente seinem Theismus bei; „die Rücksicht auf die Glückseligkeit“, verkündet er[1]), „erfordert, dass ich mich, da ich mich schon einmal abhängig fühle, von einem wollenden und denkenden Gotte abhängig fühle.“

Schon aus dieser flüchtigen Skizzirung von Garve's religiösen Ansichten lässt sich entnehmen, dass er Kants „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft“ nur wenig gerecht werden konnte; trotzdem hat er manche treffende Bemerkung über dieses Werk gemacht. Am eingehendsten beurtheilte er es in zwei Briefen an seinen Freund Manso vom 9. und 10. Juli 1793[2]); doch findet sich auch einiges hierüber in seinen „vermischten Aufsätzen“ und seiner „Uebersicht“.

Er rühmt den Geist des Kantischen Buches, die dasselbe durchziehende Idee, wonach Religion auf Moral zu stützen sei; ebenso die gelegentlich eingestreuten Betrachtungen, „worin zuweilen ein Scharfblick, eine Menschenkenntniss und eine Bonhommie ist, die einen bezaubern.“[3]) Am inhaltsreichsten erscheint ihm das erste Stück, welches von der Einwohnung des bösen Princips handelt; doch kann er die darin ausgesprochenen Ansichten aus naheliegenden (von seiner eigenen Philosophie hergeholten) Gründen nicht billigen und nennt sie „Hirngespinnste eines scharfsinnigen Mannes.“[4]) An dem zweiten und dritten Stücke tadelt er (wohl mit Recht) die gezwungene Auslegung mehrerer Glaubensartikel der Orthodoxie, welche Kant durch allegorische Umdeutungen mit seiner Vernunftreligion in Uebereinstimmung zu bringen suche, wobei er aber in die ärgsten Widersprüche gerathe.[5]) Er knüpft hieran die Bemerkung, dass in den pietistischen Einflüssen, unter denen Kant seine Jugend zugebracht, und welche in dem empfänglichen Herzen des Knaben die Lehrsätze der alten theologischen Dogmatik so feste Wurzeln schlagen liessen,

---

[1]) „Breslauischer Erzähler“, Jahrg. 1803, S. 378 (in den, dort gedruckten, „Fragmenten aus Garve's literarischem Nachlass“).

[2]) „Briefe von Garve an Weisse“, Bd. II., zweiter Anhang, S. 318—322 u. 323—329.

[3]) Ebd., S. 320—322.

[4]) Ebd., S. 322 und 324.

[5]) Edb., S. 319 u. 327; „Uebersicht“, S. 281.

dass sie selbst der gereifte Mann und fertige Philosoph nicht mehr ganz habe loswerden können, der tiefere Grund für jene Umdeutungen zu suchen sei.[1])

Die ausschliessliche Subjektivität von Kants „Vernunftglauben", der „uns, selbst in unserer natürlichen Religion, der Unwissenheit da überwiesen hat, wo wir ganz evidente Einsichten zu haben glaubten"[2]), konnte dem auf objektiven Gründen aufgebauten „Denkglauben" Garve's als berechtigte, oder gar nothwendige, Annahme nicht einleuchten; er meint daher, dass die Kantische Schrift, wenn sie auch „in den Nebensachen äusserst lehrreich" sei, doch „in der Hauptsache den Lesern mehr Beschäftigung des Verstandes für den Augenblick, als Unterricht für die Zukunft" verschaffe.[3]) Darum prophezeit er auch dem starken Eindrucke, welchen dieselbe bei ihrem ersten Erscheinen hervorgerufen habe, keine lange Dauer; er ist überzeugt, dass man in rebus theologicis bald zum aufgeklärten Dogmatismus zurückkehren werde.[4])

Doch um wie viel höher steht Kants Religionsphilosophie, als die Garve'sche — ungeachtet beide Philosophen in der Moralisirung der Religion übereinkommen! Während ersterer Glauben und Wissen scharf von einander trennt, vermischt letzterer beides mit einander; während ersterer innerhalb des Glaubens für den Lehrbegriff des Christenthums Raum gewinnt (wenn dies auch, wie gesagt, nicht immer ohne Künstelei und Widersprüche abgeht), verseichtigt letzterer dasselbe bis zur Unkenntlichkeit und giebt mit seinem sogenannten Theismus nur einige dürftige Sätze, welche in ihrer Zwitterstellung zwischen Glauben und Wissen zu nichts brauchbar sind. Durch seinen, allerdings vielfach verfehlten, Versuch, die christliche Glaubenslehre (wenigstens theilweise) der Vernunftreligion einzuverleiben, bewies Kant deutlich und klar seine Hochachtung vor den mystischen Tiefen und der culturellen Bedeutung des Christenthums und stellte sich dadurch seinem grossen Mitkämpfer auf dem Felde der Aufklärung, Lessing, an die Seite, welcher in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts"

---

[1]) „Briefe an Weisse", II. 326; „Vermischte Aufsätze", II. 228.
[2]) „Vermischte Aufsätze", II. 227.
[3]) „Uebersicht", S. 281.
[4]) „Vermischte Aufsätze", II. 230.

bekanntlich ein ähnliches Problem zu lösen unternahm.[1]) Und, in der That — ehe nicht die Moralität als allgewaltige und allgemein anerkannte Herrscherin unter die Menschen zieht und das ersehnte Reich Gottes auf Erden begründet: so lange wird auch die „sichtbare" Kirche durch die „unsichtbare" nicht verdrängt werden können!

Drittes Kapitel.

Garve und die „Kritik der Urtheilskraft".

Dieses Werk, dessen spekulative Ausführungen zum Theil gegen ein von ihm selbst übersetztes Buch, nämlich gegen des Engländers Burke (auf Psychologie und Erfahrung gegründete) „philosophische Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe von dem Erhabenen und Schönen"[2]), gerichtet sind[3]), wird trotzdem von Garve in seiner Kritik der Kantischen Philosophie äusserst stiefmütterlich bedacht; es finden sich in seinen Schriften, sowie in seinem Nachlasse, nur wenige zerstreute Urtheile über dasselbe. Es dürfte gerathen sein, das geringe Material unter folgende drei Gesichtspunkte zu bringen: 1) allgemeines Urtheil über das Werk, 2) Stellung zur „Kritik der ästhetischen Urtheilskraft", 3) Stellung zur „Kritik der teleologischen Urtheilskraft".

1) Allgemeines Urtheil über das Werk.

Garve legt letzterem, wegen seiner Wichtigkeit für die Erkenntniss des Zusammenhanges im Kantischen Systeme, einen grossen Werth bei und rühmt seinen Reichthum an neuen Ideen, deren folgerechte Entwickelung er anerkennt[4]); er nennt es eines der „vorzüglichsten" des Philosophen.[5]) Trotzdem tadelt er die Trockenheit und Dunkelheit desselben, wenn er auch einige „anmuthigere" und „interessantere" Stellen darin findet.[6]) Er berührt mit diesem Vorwurfe einen thatsächlichen Mangel, welcher vornehmlich daher stammt, dass Kant, obgleich gerade eine Theorie der Kunst (welche doch einen wesentlichen

[1]) Vgl. Zeller „Gesch. d. deutschen Philosophie seit Leibniz" (1873), S. 384 ff. u. 497 ff.

[2]) Deutsch von Garve (Riga 1772).

[3]) Vgl. Gervinus „Geschichte d. deutschen Dichtung", Bd. 5 (edit. 5), S. 457.

[4]) „Uebersicht", S. 340; „Briefe an Weisse", I. 427.

[5]) „Briefe an Weisse", I. 417.

[6]) „Briefe an Weisse", II. 45.

Bestandtheil seines Werkes ausmacht) der empirischen Belegstellen am wenigsten entrathen kann, auch hier sich mehr mit Principien als mit Erfahrungsbeispielen und praktischen Anwendungen, beschäftigt. In der Behauptung, dass die Urtheilskraft das Mittelglied zwischen der theoretischen und praktischen Vernunft sei, sieht Garve einen „willkürlichen Satz"; ebenso nennt er die Behauptung, dass das Gefühl der Lust, auf welches sich die Urtheilskraft beziehe, zwischen Erkenntniss- und Begehrungsvermögen in der Mitte liege, eine „bloss witzige Vergleichung".[1]) Diese beiden nackten, ohne nähere Motivirung ausgesprochenen, Urtheile über zwei wohlbegründete und von zahlreichen Psychologen adoptirte Sätze Kants sind natürlich ohne jeden Werth.

2) Stellung zur „Kritik der ästhetischen Urtheilskraft".

Wenn auch Garve die Kantische Definition der Begriffe des Erhabenen und Schönen im Allgemeinen richtig angiebt und die Beziehungen des ersteren zu Kants Moralphilosophie, speciell zu dessen Lehre von der sittlichen Würde, welche ja gleichfalls eine gewisse Erhabenheit des Menschen ausdrücke, scharfsinnig hervorhebt[2]), so weiss er doch die Subjektivität dieser Begriffe nicht zu würdigen. Er selbst huldigt einer mehr objektiven Auffassung derselben, wonach sie auf thatsächliche Verhältnisse der Dinge ausser uns sollen zurückzuführen sein, und erklärt (ähnlich wie er es schon bei dem Begriffe des Angenehmen that) die, scheinbar dagegen sprechende, Verschiedenheit der Geschmacks-Urtheile aus den mannigfachen Stufen der individuellen Urtheilsfähigkeit, sowie aus dem zusammengesetzten Charakter der „mit vielen ganz fremden und ungleichartigen Eindrücken vermischten" ästhetischen Empfindungen; er meint, dass eine Zergliederung derselben in ihre einfachen Bestandtheile und eine Absonderung aller durch blossen Zufall mit ihnen associirten Vorstellungen auch hier eine grössere Uebereinstimmung unter den Menschen ergeben würde.[3])

Kants scharfe Trennung des Begriffs des Angenehmen von demjenigen des Schönen, sowie die daraus gezogene

[1]) Vgl. den kurzen Auszug aus der „Kr. d. Urtheilskraft", in Garve's handschriftlichem Nachlasse (oben S. 17).

[2]) „Uebersicht", S. 241 f.

[3]) Ebd., S. 259 f., Note.

Folgerung, dass das Angenehme keine Principien a priori und also auch keine allgemeinen Regeln leide, das Schöne aber beides haben müsse, sucht Garve durch die Bemerkung zu rechtfertigen, dass es „auch dem gewöhnlichen Menschenverstande einleuchte", dass das Angenehme, welches doch aus sinnlichen Eindrücken entstehe, sich „nicht so gut" aus Vernunftprincipien herleiten lasse, als das Schöne, welches den Verstand und die Vernunft in die Thätigkeit und den Genuss mit hineinziehe.[1]) Von einem „nicht so gut" ist aber bei Kant nicht die Rede; vielmehr heisst es bei ihm in Bezug auf diesen Punkt: hic Rhodus, hic salta! Wie wenig hat überhaupt Garve die tiefere Begründung der Principmässigkeit des Schönen seitens Kants zu erfassen vermocht! Da nach letzterem alles diesen Namen verdient, was — durch Uebereinstimmung seiner Form mit unserm Erkenntnissvermögen — in uns, im Zustande unserer freien und uninteressirten Betrachtung, ein allgemeines und nothwendiges Wohlgefallen erweckt: so folgt aus dieser Beziehung auf unser Erkenntnissvermögen und auf unsere Vernunftprincipien unmittelbar die Allgemeingültigkeit des Schönen, ohne dass dadurch seiner Subjektivität Abbruch geschähe. Für Garve freilich, der keine apriorische Gewissheit anerkennt, war eine solche Vereinigung schwer zu begreifen.[2])

In seinen handschriftlichen Notizen über die „Kritik der Urtheilskraft"[3]) macht er den Einwand, dass nicht bloss von der Form, sondern auch von der Materie der Gegenstände unser Wohlgefallen an dem Schönen abhänge. „Soviel ist sicher", meint er, „dass das Vergnügen an solchen Zügen, die nichts bedeuten, sehr schwach ist und dass wir denselben nur einer Analogie wegen den Namen des Schönen beilegen; selbst die Arabesken bringen einzelne bestimmte Gestalten von Naturgeschöpfen mit in ihre Formen und verbinden dieselben nur durch unbedeutende Züge." Diese Bemerkung ist nur insofern richtig, als das Wohlgefallen am Schönen thatsächlich erhöht wird, wenn der Verstand zugleich durch das Stoffliche des Gegenstandes Beschäftigung erhält[4]); der eigentliche Grund des Schönen liegt aber immer

---

[1]) „Briefe an Weisse" I. 440 f.

[2]) Vgl. Schelle „Briefe über Garve's Schriften und Philosophie", S. 43, Note.

[3]) Vgl. oben, S. 17 (Nr. 7).

[4]) Vgl. Nahlowsky „das Gefühlsleben" (Lpzg. 1862), S. 181 ff.; Herm. Lotze „Geschichte d. Aesthetik in Deutschland", S. 243 f., auch 234 f.

im Formellen, wie dies z. B. der durch symmetrische Figuren ausgeübte Reiz beweist. Wenn Garve wenige Zeilen später die Frage aufwirft, ob es nicht möglich wäre, dass Zweckmässigkeit der wahre Grund der Schönheit und die blosse formelle Schönheit nur eine Nachahmung von Zweckmässigkeit sei: so zeigt er durch diese (wenn auch nur problematische) Hineinziehung eines mit der Nützlichkeit zusammenhängenden Begriffes in die Schönheit, dass er das Wesen der letzteren vollständig verkennt und die ästhetische Urtheilskraft mit der teleologischen verwechselt. Ebenso ist er im Irrthume, wenn er im Folgenden aus der (von Kant behaupteten) Allgemeingültigkeit der Geschmacks-Urtheile, welche nur auf der „angenommenen Gleichheit vorstellender Wesen" beruhe, den Schluss zieht, dass man mit demselben Rechte behaupten könne, dass „auch die Organe sinnlicher Wesen gleich gebaut sind und ähnliche Eindrücke empfangen", dass mithin das Angenehme in dieser Hinsicht hinter dem Schönen nicht zurückstehe. Die Hinfälligkeit dieses Argumentes ergiebt sich aus den früheren Auseinandersetzungen.

3) Stellung zur „Kritik der teleologischen Urtheilskraft."

In dem Abschnitte „von der Physikotheologie"[1]) zeigt Kant, dass es keinen objektiven Beweis für das Vorhandensein eines nach „Zwecken" und „Absichten" regierenden Gottes geben kann und dass jeder hierzu gemachte Versuch sich in einem Zirkel bewegt, indem der Begriff jenes Gottes nach der anscheinenden Zweckmässigkeit der Natur bestimmt, diese Einrichtung der letzteren aber durch das bereits vorausgesetzte Dasein eines allmächtigen Zwecksetzers erklärt wird. Vergeblich sucht Garve diesen „Zirkel", auf welchen er ja selbst zum guten Theil seinen Theismus aufbaut, gegen Kants Angriffe zu vertheidigen.[2]) Zu diesem Behufe geht er sogar so weit, seinen eigenen Gottesglauben als eine blosse „vernünftige Hypothese zur Erklärung der Welt" hinzustellen und dadurch mit seinen sonstigen theologischen Anschauungen in direkten Widerspruch zu treten; er vergisst, dass er auf diese Weise die (von ihm arg befehdete) Subjektivität von Kants teleologischem Principe, wonach die innere Zweckmässigkeit der Naturdinge eine für uns (zum Erfassen

[1]) Kants S. W. (ed. Rosenkranz u. Schubert), Bd. IV. 335—342.

[2]) „Versuche", V. 245 ff.

der Möglichkeit einer Wechselwirkung zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, zwischen Wille und Mechanismus) unentbehrliche Annahme ist, indirekt zugiebt.

Schluss.

Ueberblicken wir die gesammte kritische Thätigkeit, welche Garve auf die Schriften Kants verwandte, so kommen wir zu dem Resultate, dass er zwar kein besonders tiefer, wohl aber ein scharfsinniger Beurtheiler seines grossen Antipoden war. Trotz der vielen Missgriffe, die er beging, hat er doch manche Bedenken in voller Klarheit ausgesprochen, deren Berechtigung spätere Zeiten erwiesen haben. Wenn daher Schelle sagt, dass „ihm sein gewohnter Gedankengang in einem fast beispiellosen Grade die Augen über Kants System gebunden habe“[1]), so ist das ebenso übertrieben, als wenn Vogel urtheilt, dass dasselbe „von Niemand mit mehr Unbefangenheit, Ruhe und Umsicht auf die philosophische Wagschaale gebracht worden sei, als gerade von Garve“[2]); — wenigstens wird man die „Unbefangenheit“ nicht ohne Weiteres zugeben können. Die Wahrheit liegt in der Mitte zwischen beiden Urtheilen. Hiernach gebührt Garve ein beachtenswerther Platz unter den Kant-Kritikern, wenn er auch nicht unter die Ersten derselben zu stellen ist.

---

[1]) „Briefe über Garve's Schriften u. Philosophie“, S. 42.

[2]) „Zeitgenossen“ (ed. Hasse), 3. Reihe, IV., 3. und 4. Heft, S. 90.

Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Curriculum vitae.

Geboren zu Breslau am 16. Oktober 1859, besuchte ich das dasige Gymnasium zu St. Elisabeth, welches ich Ostern 1878 mit dem Zeugnisse der Reife verliess. Mich anfangs der Mathemathik widmend, ging ich bereits nach einem Semester zur spekulativen Philosophie über, deren ich mich nunmehr — neben sprachwissenschaftlichen und literarhistorischen Studien — ausschliesslich befleissigte. Ich besuchte dabei abwechselnd die Universität meiner Vaterstadt und die von Leipzig, und frequentirte vornehmlich die Collegia folgender Herren Professoren: Biedermann, Braune, Drobisch, Ebert, Freudenthal, Heinze, Hermann, Seydel, Strümpell, Weber, Weinhold, Wundt, Zarncke. Ihnen allen spreche ich für die Fülle der erhaltenen Belehrungen meinen herzlichsten Dank hiermit aus.

Albert Stern.

LEIPZIG,
Druck von Leopold & Bär.